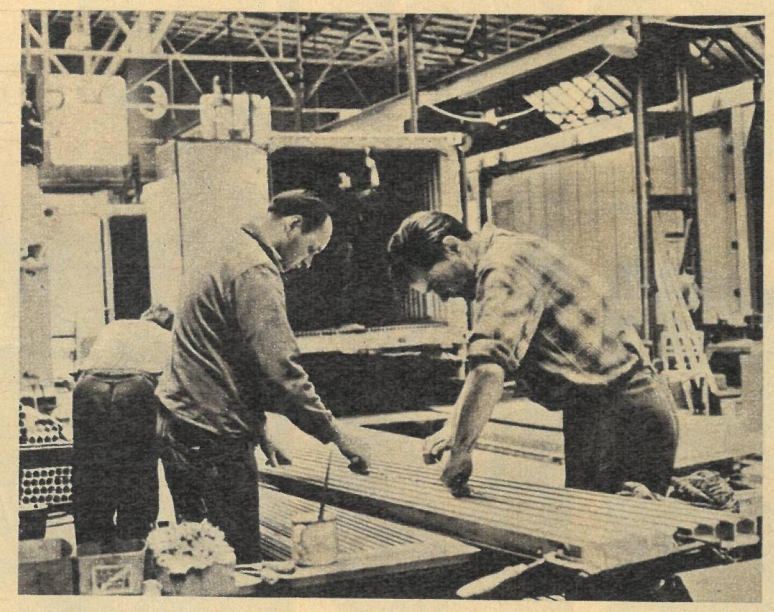
29
3. JULIHEFT 1969
0,30 M
Foto: Ziebarth

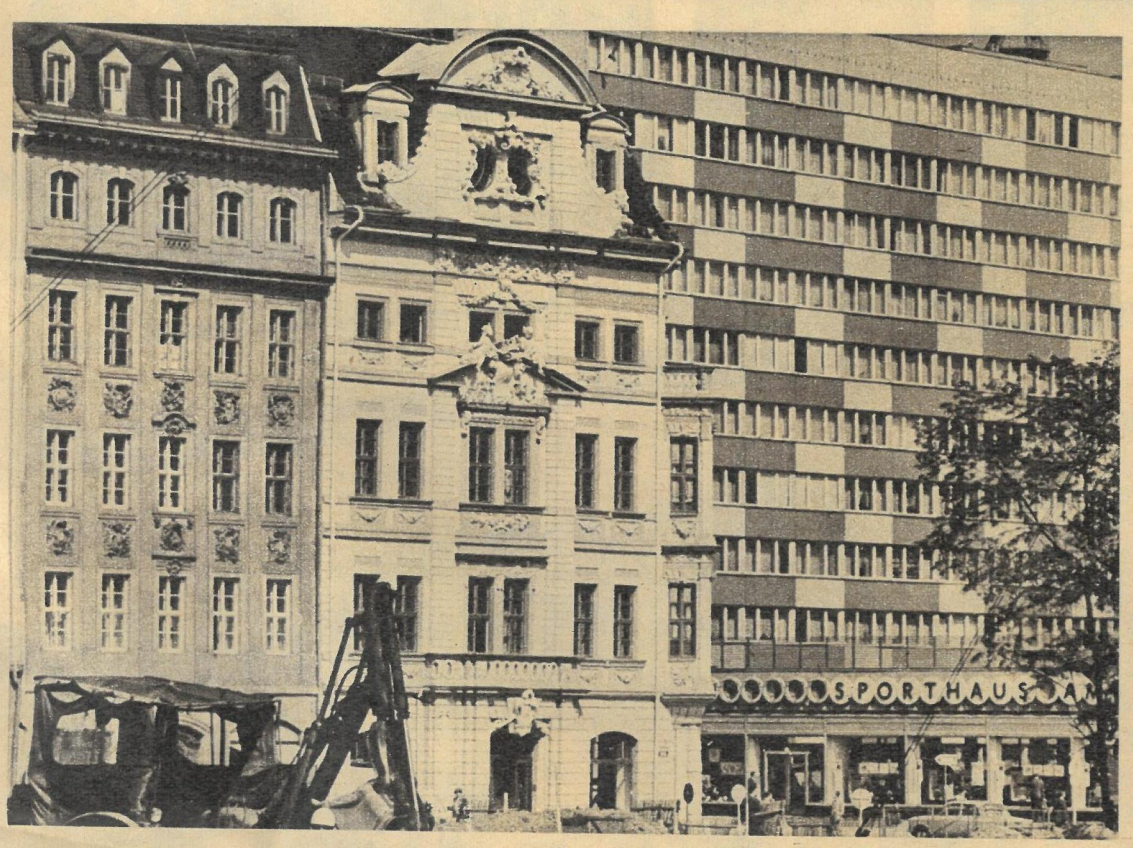
zb
ZEIT IM BILD

z6 INFORMATION

WARSCHAU. Zum Abschluß ihres Besuches in der Volksrepublik Polen unterzeichneten Volksbildungsminister Margot Honecker und ihr polnischer Kollege Dr. Henryk Jablonski in Warschau eine Vereinbarung über die Entwicklung der Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Volksbildung zwischen unseren beiden Ländern.



GOTHA. Der erste Kühl-Container-Zug der Republik ging Ende Juni von Gotha aus auf die Reise nach Rostock. Damit haben die Werktätigen des Waggonbaubetriebes eine ihrer Verpflichtungen zum 20. Jahrestag der DDR erfüllt. Die Kühlcontainer hatten zuvor auf zahlreichen internationalen Messen starke Beachtung gefunden.



LEIPZIG. Das Romanushaus am Leipziger Brühl präsentiert sich wieder in alter Schönheit. Nach seiner Restaurierung bildet der Barockbau aus dem beginnenden 18. Jahrhundert einen reizvollen Kontrast zu den modernen Fassaden an der traditionsreichen Straße der Messestadt. Fotos: Zentralbild

Martin Radmann kommentiert:

Der Widerspruch in sich

„Es steht fest, daß die Volksschüler aus Arbeiterkreisen schlechter sind als solche aus intellektuellen Kreisen. Dieses ist wohl auf die Vererbung der Intelligenz zurückzuführen." Ein Zitat aus dem vorigen Jahrhundert? Nein, aus dem Jahr 1969. Es geht noch weiter: „Dumme Eltern können eben nur dumme Kinder zeugen, das ist eine natürliche Auslese. Wenn die Ingenieurstudenten, die zur Ingenieurschule gegangen sind, weil sie zu dumm waren, das Abitur zu machen, nun in den Hochschulbereich kommen wollen, ist dies ein Widerspruch in sich". Der das sagte, nennt sich „Politologe" und „Hochschuldezernent". Man muß freilich wissen, daß Herr Kämp vom westdeutschen Unternehmerverband angestellt und bezahlt ist. Er spricht also im Namen der herrschenden Ausbeuterklasse, die für den Bonner Bildungsnotstand verantwortlich ist, gegen den bekanntlich nicht nur Tausende von Ingenieurstudenten protestieren.

Unter ihnen sind in der Tat mehr Arbeiterkinder, als an anderen Bildungseinrichtungen in Westdeutschland. Aus der sogenannten Realschule blieb ihnen nur der Weg in die Fachschule, deren Aufnahme in den Gesamthochschulbereich sie jetzt fordern, damit sie ein höheres Bildungsniveau erreichen können. Sie nämlich haben erkannt, daß die kommenden Jahre der wissenschaftlich-technischen Revolution höhere Anforderungen an sie stellen werden, als bei ihrem alten Ausbildungssystem vorgesehen. Strafen, Ordnungsgesetze, Polizeiknüppel sind Antworten derer, die am Bildungsprivileg der Reichen festhalten und Arbeiterkindern, nur fünf Prozent der Studenten an den westdeutschen Universitäten sind Kinder der „Sozialpartner", weiter den Weg einer höheren Bildung verlegen wollen. Ihnen sind die von Lübke so gelobten Einklassenschulen zugedacht und Kiesingers „Große Schule der Nation", die von Nazis und Neonazis kommandierte Bundeswehr.

Es wäre übrigens falsch zu glauben, dieser Herr Kämp und die von ihm vertretene spätkapitalistische Klasse seien selber dumm. Ihr Tun ist vielmehr zwangsläufig und folgerichtig, weil sie vor einem für sie unlösbaren Widerspruch stehen, der im Zusammenhang mit der technisch-wissenschaftlichen Revolution und ihrer eigenen erwiesenen Unfähigkeit weiter wachsen muß.

Den Herren in Bonn und Umgebung ist nämlich sehr wohl bewußt, daß diese „dummen" Arbeiter in der sozialistischen Welt beweisen, wie unter der Führung ihrer Klasse im Bündnis mit den Bauern, der Intelligenz und anderen werktätigen Schichten die Grundprobleme unserer Zeit zu lösen sind. Wo es vor 50 Jahren noch keine Schulen und keine Industrie gab, finden wir zum Beispiel heute in der Sowjetunion Gebiete mit in der ganzen Welt berühmten wissenschaftlichen und industriellen Leistungen. In dieser Wirklichkeit hat sich die Lehre von Marx und Lenin über die entscheidende Bedeutung des Besitzes der Macht bewahrheitet. Wo sie von den Werktätigen ausgeübt wird, kann und muß der Mensch zum Selbstdenken erzogen werden, oberstes Ziel unseres ganzen sozialistischen Bildungssytems.

Ein westdeutscher Journalist aus Braunschweig fand dies besonders bemerkenswert: „Alles tut der Staat, Lern- und Arbeitseifer der jungen Generation zu fördern." Und: „Die Vorstellungen zum Aufstieg drüben sind anders: ‚Je mehr ich an mir arbeite, umso rascher wird es vorangehen', erklären Studenten ebenso wie Facharbeiter und Angestellte." Eben dieses Beispiel einer Gesellschaftsordnung, die von den Interessen des Volkes geprägt auf die großen Fragen unserer Zeit Antwort geben kann, fürchten jene, die eine unruhig gewordene Jugend in ihrem Staat der geistigen Unfreiheit mit Zwang und Bildungsnotstand am selbständigen Denken hindern möchten.

Martin Radmann

Neue Häuser – neue Direktoren (11)

3 FRAGEN VOR DER TÜR

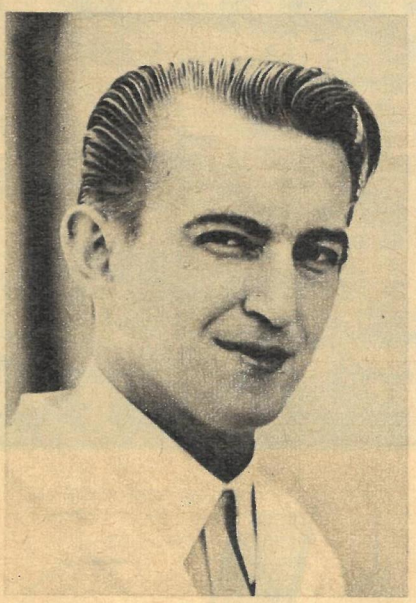
zb: Werner Hodel, das Haus, das Sie leiten, ist auf etwas ungewöhnliche Art entstanden. Aber ist vielleicht gerade deshalb in ihm etwas Typisches für die Entwicklung unserer Republik verkörpert?

Werner Hodel: Nachdem in den Jahren 1936 und 1937 der Bau eines kulturellen Zentrums für die Ernst-Abbe-Siedlung an der Ringwiese in Jena den faschistischen Kriegsvorbereitungen zum Opfer gefallen war, mußten die Anwohner drei Jahrzehnte auf ein gesellschaftliches Zentrum verzichten. 1966 erteilten sie dann auf einer Einwohnerversammlung ihrem Abgeordneten einen Wählerauftrag. Otto Lindner, so heißt er, erwies sich als ein wirklicher Volksvertreter. Vor zwei Jahren konnte die stellvertretende Oberbürgermeisterin, Ilse Wettig, den ersten Spatenstich tun. Der Rat der Stadt Jena stellte das Baumaterial, der Patenbetrieb Carl Zeiss half wo er konnte, und die Einwohner waren immer zur Stelle. In 25 000 freiwilligen Arbeitsstunden schufen sie dieses Schmuckkästchen mit einem Wert von nahezu einer halben Million Mark. Es ist ein wirkliches Gemeinschaftswerk. Otto Lindner war der ehrenamtliche Bauleiter, Bauingenieur Trautwein übernahm die Projektierung, und die Kunstgewerblerin Frau Wittig-Großkurth setzte sich mit ihren Keramikarbeiten ebenso wie die Helfer der Ausbaugewerke und die zahlreichen Ausbauhelfer im Klubhaus Ringwiese ein Denkmal.

zb: Wer das Klubhaus sieht, wird sicher nicht daran vorbeigehen. Was erwartet den Besucher, der Ihre Gastfreundschaft annimmt?

Werner Hodel: Der Besucher betritt zuerst eine mit Sesseln und weißgedeckten Tischen geschmackvoll eingerichtete Gaststube für 54 Personen. Hinter einer Ziehharmonikawand befindet sich ein Saal mit 150 Plätzen. Das Ganze wird ergänzt durch eine moderne Küche und vorbildliche sanitäre Einrichtungen. Sollte der Besucher jedoch glauben, unsere Einwohner zufrieden bei Bier und Thüringer Spezialitäten anzutreffen, sieht er sich getäuscht. Wir sind schon dabei, eine Terrasse für 80 Plätze und einen Kinderspielplatz zu bauen. Auch an eine Parkanlage mit Ruhebänken für unsere Alten ist gedacht und an einen Parkplatz für 60 Fahrzeuge. Bis zum 20. Jahrestag unserer Republik soll alles geschafft sein.

zb: Werner Hodel, Sie als Direktor zu



bezeichnen, wäre vermessen. Es ist wohl mehr ein Direktorium, das diesem Haus vorsteht?

Werner Hodel: So könnte man es auch nennen. Ich bin lediglich Kommissionär der HO und als solcher auch Mitglied des Klubrates. Wir hatten uns von Anfang an vorgenommen, hier nicht nur eine Gaststätte zu eröffnen; unsere Aufgaben sind weiter gespannt. Unser Klubhaus soll gesellschaftliches Zentrum im Wohngebiet sein, für Tanzveranstaltungen und Brigadeabende, für Zusammenkünfte von Parteien und Massenorganisationen, für Lichtbildervorträge, Rentnerveranstaltungen, Proben und Auftritte des Chores unserer Siedlung und für andere Kulturveranstaltungen. Aus Spenden der Einwohner haben wir einen Flügel angeschafft, auch eine Volkstanzgruppe soll gebildet werden. Was unseren Perspektivplan anbelangt: wir denken bereits an den Bau weiterer Gesellschaftsräume und einer Kegelbahn. Nahziel des gastronomischen Kollektivs ist die Erringung des Staatstitels „Kollektiv der sozialistischen Arbeit."

Das Gespräch führte Klaus Bliedtner
Fotos: Gaul

Parschaus Politik im Quadrat

Der Sommer ist gekommen, die Stege schlagen aus.

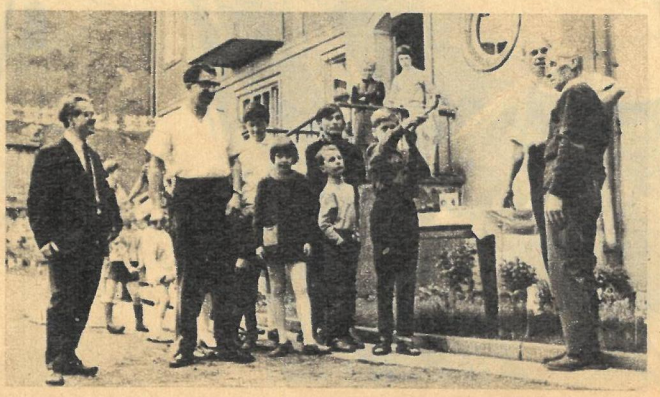
Für den Geburtstagstisch

NAHERHOLUNGSZENTRUM In Karl-Marx-Stadt wächst der Tierpark „Pelzmühle" zu einem der schönsten Naherholungszentren heran. Zahlreiche Bürger halfen aktiv bei der Verschönerung der gärtnerischen Anlagen und beim Bau von neuen Tiergehegen.

VOLKSKUNSTSCHAFFEN. Schneeberg bereitet sich neben dem 20. Jahrestag der Republik auch auf das 500-jährige Bestehen der Stadt vor. Zahlreiche Volkskunstzirkel legen für dieses Jubiläum bereits jetzt Spitzenleistungen erzgebirgischen Volkskunstschaffens vor. Unter anderem wurden Tausende Klöppelmuster neu entwickelt. Diese begehrten Exponate finden im Ausland hohe Anerkennung.

PARKANLAGE. Im Stadtzentrum von Schwarzenberg entstand eine neue Parkanlage. Ruhebänke, mit Steinplatten belegte Wege, Blumenrabatten und Ziersträucher bilden einen angenehmen „ruhenden Pol" inmitten der von Touristen belebten Erzgebirgsstadt.

GUTE HAUSGEMEINSCHAFT. Im Grundstück Peterstraße 11/12 in Görlitz besteht eine der besten Hausgemeinschaften dieser Stadt. Gemeinsam schufen sich die zwölf Familien im Hof eine hübsche Grünanlage und für die Kinder eine Spielecke. Alle kleineren Reparaturen, Verschönerungs- und Pflegearbeiten übernehmen sie selbst. Die eingesparten Mittel werden der Hausgemeinschaft gutgeschrieben, die dafür zusammen Autobusfahrten unternimmt. Kürzlich verwendete die Hausgemeinschaft 200 Mark vom Konto zur Ausgestaltung eines Kinderfestes für die jüngsten Mieter, das allen viel Spaß bereitete (Foto). Als besondere Überraschung erhielt jedes Kind ein Geschenk im Werte von fünf Mark. Foto: S. Hanke



Gute Entwicklung des Handels Schweden – DDR

Barometer Königsroute

Fünfmal am Tage füllt sich der mächtige Bauch einer Eisenbahnfähre in Saßnitz mit Güterwaggons, fünfmal am Tage rangiert eine kleine Lok ebensoviel Wagen an Land, fünfmal am Tage verkehren die schwimmenden Schienen auf der Königsroute nach Trelleborg. Und sie müssen sich 'ranhalten, den wachsenden Güterstrom zwischen Schweden und der DDR, zwischen Skandinavien und dem europäischen Kontinent, zu bewältigen. 1968 war wieder ein Rekordjahr: 1,63 Millionen trajektierte Tonnen! Das sind 180 000 Tonnen Güter mehr als 1967. Auffallend dabei, daß der Transport mit Fernlastern um rund 35 Prozent anstieg. Allein im ersten Quartal 1969 liefen wiederum drei Prozent mehr Güter über die Linie Saßnitz–Trelleborg als zur selben Zeit des Vorjahres.

Die steigende Tendenz hält also an, und wenn auch ein Teil davon Transitware ist, so ist die Königsroute doch ein gutes Barometer für den Handel Schweden–DDR, und der entwickelt sich gut! Er steht, was unseren Handel mit den kapitalistischen Ländern anbelangt, mit an der Spitze.

„Unsere beiden Länder, als moderne, hochentwickelte Industrieländer, ergänzen sich auf günstige Weise", erklärte mir Handelsattaché Werner Weber von der DDR-Handelsvertretung in Stockholm. „Unser Handel hat heute einen Stand erreicht, der langfristige Planung und Abkommen auf staatlicher Ebene objektiv erfordert." Das wurde auch in einem Antrag von Vertretern aller dem schwedischen Reichstag angehörenden Parteien unterstrichen, der die Einrichtung einer schwedischen Handelsvertretung in Berlin, der Hauptstadt der DDR, forderte. Wenn sich bis heute der Warenaustausch noch nicht auf staatlicher Ebene abwickelt, so ist das zum Nachteil für ein langfristiges, umfangreiches Handelsabkommen zwischen beiden Ländern, das bestimmte Arbeitsteilungen einschließen könnte. Aber auch in schwedischen Wirtschaftskreisen wächst das Streben nach Normalisierung der Verbindungen zwischen den geographisch so günstig zueinander liegenden Ländern. Die Tendenz des Warenaustausches in den letzten Jahren hat dazu erheblich beigetragen.

Als nach dem Kriege – und zwar 1948 – das Handeln auf Kompensationsbasis recht bescheiden begann, da spiegelte allein die Warenpalette die damalige Situation wider. Wir importierten vor allem Fisch, Butter, Käse und andere Lebensmittel, die wir so dringend benötigten, während Schweden von uns Kali, Textilien, Spielzeug, Christbaumschmuck und andere Waren der Leichtindustrie einführte. 10 Jahre später war der beiderseitige Export auf rund 112 Millionen Kronen angestiegen, was schon ganz beachtlich, aber noch nicht weltbewegend war. Ab 1964 stieg unser Handel jedoch sprunghaft mit Zuwachsraten von jährlich durchschnittlich 20 Prozent. Er verdoppelte sich von 1958 bis 1964, und verdoppelte sich dann noch einmal bis 1969, da erstmals die Grenze von einer halben Milliarde Kronen im beiderseitigen Warenaustausch überschritten wird.

Und das Profil des Handels? Jetzt dominieren in den DDR-Lieferungen Spezialausrüstungen, Werkzeugmaschinen, optische und feinmechanische Geräte, Chemikalien und hochentwickelte Erzeugnisse der Leichtindustrie, wie z. B. der Elektro- und Kameraindustrie. Um nur einen Fakt herauszugreifen: Gegenwärtig wird für den Uddeholm-Konzern das zweite Kaltpilgerwalzwerk – ein Millionenobjekt – montiert. Schweden exportiert in die DDR Spezialstähle, Zellstoff, Maschinen, Lastkraftwagen u. a. Erst kürzlich wurde ein Millionenvertrag mit Tetrapack-Lund über die Lieferung von Maschinen zur Verpackung von Milch in Tüten abgeschlossen.

Die Messe in Leipzig wird von allen führenden schwedischen Unternehmern regelmäßig besucht, und die DDR wiederum zählt zu den größten Ausstellern auf der Internationalen Messe in Göteborg. Seit 1966 wirkt in Stockholm ein Komitee zur Förderung des Handels zwischen Schweden und der DDR, das sich bemüht, prognostisch einschätzend die Produktionsprofile beider Länder besser im Handel abzustimmen und auf die strukturbestimmenden Erzeugnisse zu lenken. Eine technisch-wissenschaftliche Zusammenarbeit und Kooperation wird angestrebt.

Wenn zur diesjährigen Ostseewoche wieder so mancher Wirtschaftler aus Schweden zu Gast in Rostock ist, so mag es Ausdruck dafür sein, daß die Zukunft des Handels mit dem politischen Anliegen der Ostseewoche eng verknüpft ist.

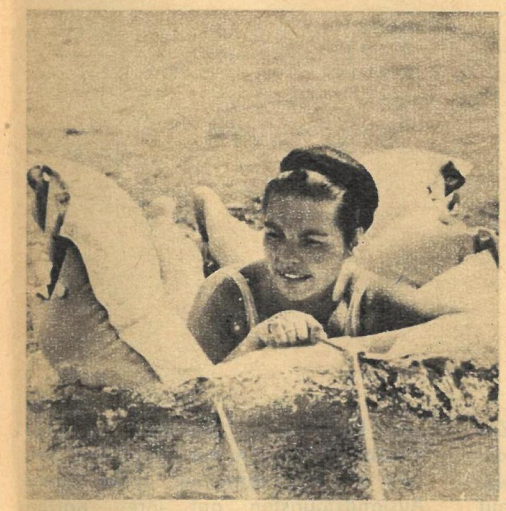
Jochen Preußler

Fotos: Zentralbild, DEWAG-Rostock

DDR-Fährschiff „Warnemünde" bei der Einfahrt in den Hafen, der seinem Namen Pate stand. Neben der „Königsroute" nach Schweden ist die Fährschiffverbindung zwischen Warnemünde und Gedser (Dänemark) eine weitere Brücke zu Skandinavien.

Der Berolina-Expreß rollt im Heimathafen der Eisenbahnfähre „Saßnitz" von Bord. Die Fährverbindung zwischen der jungen Stadt auf Rügen und dem schwedischen Trelleborg besteht bereits 60 Jahre.

Eine der schönsten Gartenanlagen unserer Republik liegt unweit von Dresden: der Barockgarten Großsedlitz. Auf Beschluß des Bezirkstages wird er mit einem Kostenaufwand von rund drei Millionen Mark bis Mitte der siebziger Jahre zu einem Kultur- und Erholungszentrum gestaltet. Umfangreiche Restaurierungsarbeiten an den Gebäuden, den Gartenanlagen und an den seltenen Wasserspielen sind erforderlich, da die Anlage seit 50 Jahren recht stiefmütterlich behandelt wurde. Für rund 750 000 Mark Werte haben Staat und Bevölkerung in den letzten beiden Jahren geschaffen, in diesem Jahr soll diese Summe bis zum 20. Jahrestag erreicht werden.



Ein Luftkissen-„Boot" zum Selbstbauen. Die Häschlatex KG in Geyer (Bezirk Karl-Marx-Stadt) hat diese Mehrzweck-Luftkissen entwickelt, die durch Druckknöpfe zu Luftmatratzen oder Schwimmliegen verbunden werden können. Außerdem haben die Aufblasbaren den Vorteil, daß man sie in jede normale Kissenhülle stecken kann und sie somit auch als Ruhekissen für die Couch zu verwenden sind.

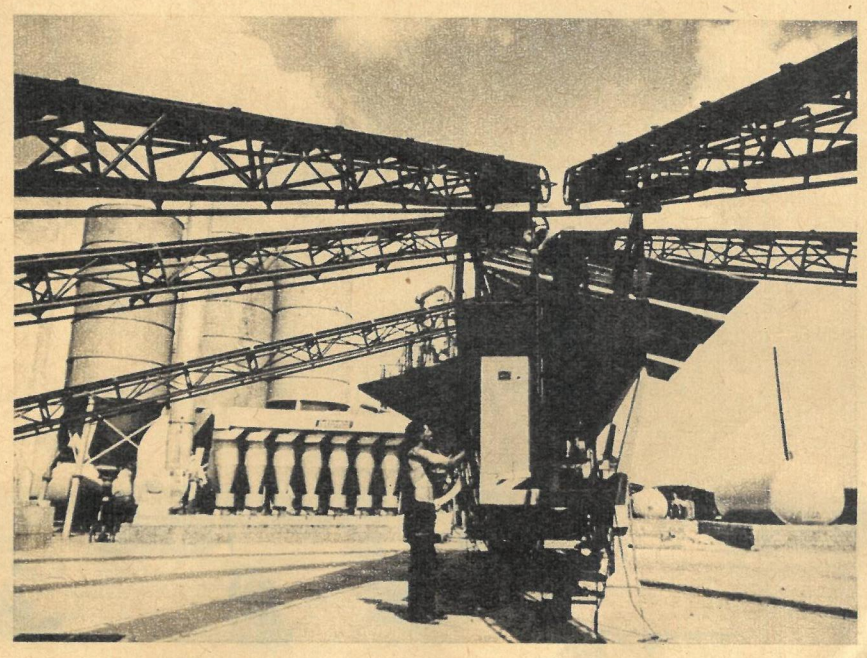
Vielleicht wird Natalja Rewitsch einmal eine gefeierte Primaballerina sein. Vorerst hat sie aber das Staatsexamen an der Moskauer Ballettschule mit ausgezeichneten Zensuren absolviert. Einige Traumrollen hat die begabte Natalja schon studiert, nach den Ferien erhält sie ihr erstes Engagement.

Frau Nestjorow muß ihrem Mann seit einiger Zeit immer ein größeres Frühstückspaket zurechtmachen, da sich ihr Mann, Naturschutzbeauftragter in Astrachan, mit diesem Wildschwein angefreundet hat. Das Tier ist so zutraulich geworden, daß es den Jäger oft über weite Strecken im Boot begleitet und sich auch vom Büchsenknall nicht erschrecken läßt.

Fotos:
APN, Friedemann, Zentralbild

Noch 90 Meter sind am künftigen Unversitätshochhaus in Leipzig zu betonieren, bis der 140 Meter hohe Bau rohbaufertig ist. Täglich wächst das Gebäude, das in Gleitbauweise errichtet wird, um zwei Meter. 7000 Wissenschaftler und Studenten werden einmal hier arbeiten.

Die vollautomatische Anlage „Teltomat IV" zur Aufbereitung bituminösen Mischgutes nahm kürzlich im Magdeburger Elbhafen ihren Probebetrieb auf. Jährlich 100 000 Tonnen Mischgut für Schwarzdeckenstraßen wird sie produzieren. Die sozialistische Brigade des Magdeburger Straßen- und Tiefbaukombinates, die diese Anlage bedient, hat sich im Wettbewerb zum 20. Jahrestag der DDR das Ziel gestellt, die projektierte Leistung in kürzester Zeit zu erreichen. Mit der „Teltomat IV" wird die Arbeitsproduktivität gegenüber älteren Anlagen um das Drei- bis Vierfache erhöht.



zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

Warschaus Sommer-badewanne

Die einen sagen: „Das ist unser Warschauer Meer", die anderen ziehen sogar den Plattensee als Vergleich heran. Gewiß, es gibt noch mehr liebevoll ausgesprochene Attribute für den nur 25 Kilometer vom Warschauer Zentrum gelegenen Stausee von Zegrzyn. Einig sind sich wohl alle Liebhaber von idyllischen Flecken, daß diese Sommerbadewanne eine wunderbare Idee der Stadtväter von Warschau und der Wojewodschaft war.

Am Anfang standen jedoch die Sorgen der Wasserwirtschaftler, die die launischen Flüsse Bug und Narew „betreuten". Jedes Jahr, wenn das Tauwetter weite Landstrecken vom Schnee befreite und mächtige Eisschollen den Abfluß des Wassers hemmten, überfluteten die drohend angestauten Flüsse erbarmungslos Felder und Wirtschaften.

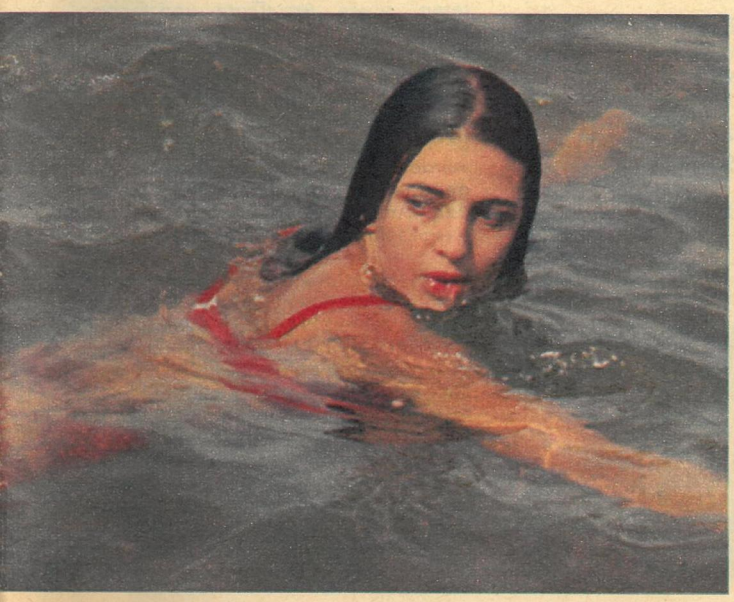
Eine in Debne bis 1962 errichtete Talsperre bändigte die unruhigen Flüsse und staute ein riesiges Wasserreservoir. Die Früchte auf den Äckern gediehen seitdem besser, und das Warschauer Zentrum für Touristik und Erholung zögerte keine Minute, ein Gebiet von 3300 Hektar Größe inmitten umfangreicher Waldungen für Ferien, Touristik und Wassersport zu erschließen. Bis 1965 errichteten 40 Betriebe und Institutionen mehr als 70 Erholungszentren. Zwei Jahre später wuchs diese Zahl auf über 130. Und auch heute, im Jubiläumsjahr 25 der Gründung der Volksrepublik Polen, wird das Ferienparadies der Hauptstadt noch immer erweitert. Pensionen, Ferienheime und Campingplätze finden noch genügend Ausdehnungsmöglichkeiten.

Die meisten Erholungsstätten können das ganze Jahr über ausreichend Zuspruch registrieren. Im Herbst locken die umliegenden Wälder mit ihrem Pilzreichtum, und im Winter treffen sich auf dem Eis des zugefrorenen Sees Eissegler, Schlittschuhläufer und Bojerwettkämpfer in Massen ein. Restaurants und Cafés sorgen auch in dieser Zeit dafür, daß sich die Gäste nicht unbedingt mit viel Proviant eindecken müssen.

Ungenügende Verkehrsverbindungen hinderten bereits 1963 Hunderttausende Warschauer nicht, den Weg zum Stausee zu finden. Inzwischen schufen die Volksräte der Wojewodschaft Warschau und der Hauptstadt großzügige Verkehrsverbindungen. Aus Warschau fährt man hierher mit dem Zug im Schnellverkehr, mit Bussen oder mit Fahrgastschiffen. Nieporet, Zegrzyn, Zegrzynek und Rynia sind inzwischen genauso bekannt geworden wie Sopot, und von Jahr zu Jahr vermerken immer mehr Auslandstouristen auf ihren Karten diese idyllischen Paradiese. Es ist jetzt schon abzusehen, daß auch die Sportler sich hier häuslich einrichten werden. Im vorigen Jahr wurde in Jadwisin ein Sportzentrum des Hauptkomitees für Körperkultur in Angriff genommen. Auf einem Gelände von zwei Hektar entstanden vorerst Sportstätten aller Art, Bootshäuser, ein Hotel und mehrere Restaurants.

Wie gesagt, nur 25 Kilometer vom Warschauer Zentrum entsteht tatsächlich eine Konkurrenz für den Plattensee bei unseren ungarischen Freunden.

D. Mandzunowski—INTERPRESS



zb STELLT VOR:

PROFESSOR WILHELM RUDOLPH

ENTSCHEIDEND IST DAS RESULTAT

Wer sich unter einem Maler heutzutage noch eine ausgefallene Erscheinung mit wallendem Bart, schreiendem Schal und ähnlichen Attributen vorstellen sollte, der wird in dem ganz und gar nicht von sich hermachenden, hageren Mann, der Tag für Tag am frühen Nachmittag mit seinem Rucksack über die Dresdner Brühlsche Terrasse geht und im Eingang der Kunsthochschule verschwindet, zu allerletzt einen der bedeutendsten deutschen Graphiker, Holzschnittkünstler und Maler unserer Zeit vermuten: den kürzlich achtzig gewordenen Professor Wilhelm Rudolph. Auch den Rucksack, der für ihn geradezu sprichwörtlich geworden ist, führt er nicht aus Originalitätshascherei mit sich. Als er 1945 durch die Dresdner Trümmerwüste kletterte und das Bild des Grauens immer und immer wieder, eines der ergreifendsten Dokumente der Weltkunst über die Barbarei des Imperialismus schaffend, auf das Papier bannte, erwies sich der Rucksack als der geeignetste Behälter für die Malutensilien. Aus eben diesen praktischen Erwägungen hat der Künstler ihn bis heute beibehalten. Die Anekdote, er sei, als er Walter Ulbricht malte, bei seinem ersten Erscheinen im Gebäude des Staatsrates des Rucksacks wegen zunächst nicht eingelassen worden, ist natürlich erfunden.

Im Atelier des Malers in der Dresdner Kunsthochschule lehnen an den Wänden zahlreiche Gemälde, Landschaften, Tierbilder, vor allem Porträts; fertige und halbvollendete, solche, die er weggibt, und solche, die er nicht weggibt. Im Augenblick arbeitet er an einer sechsköpfigen Gruppe von Literaturwissenschaftlern, an Bildnissen von Gerd Natschinski und Professor von Ardenne.

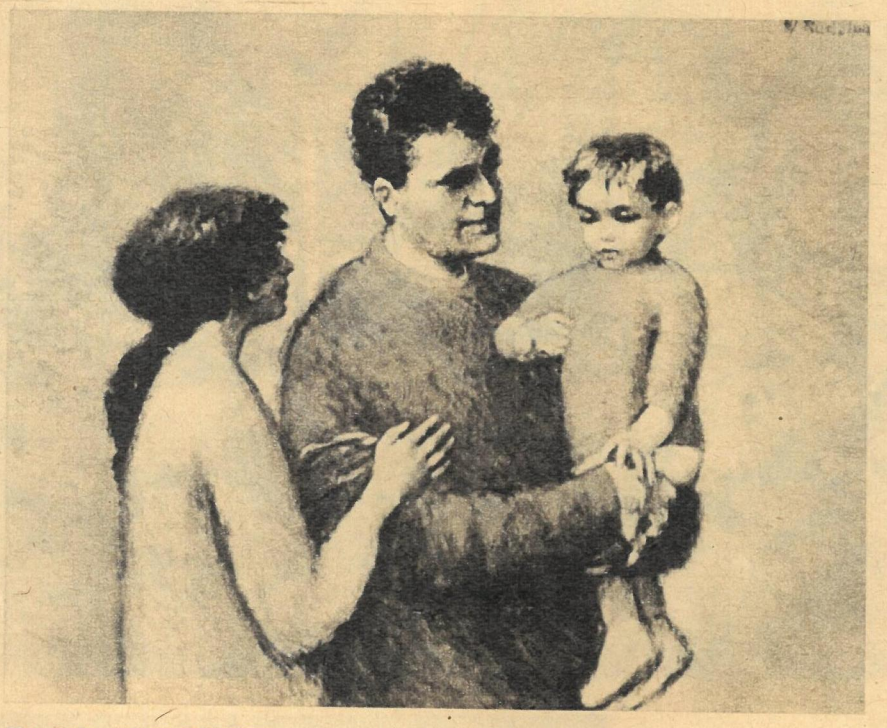
Auf die nachmittäglichen, vier, fünf, sechs Stunden dauernden Begegnungen mit denen, die er malt, bereitet sich Professor Rudolph gründlich innerlich vor. Wenn er dann vor der Leinwand steht, ist ihm jede Minute kostbar; er arbeitet, zuweilen unter dem Stöhnen seiner „Modelle", mit einer Besessenheit, der erst die Dämmerung ein Ende setzt, und mit einer Konzentration und Vitalität, die einem um Jahrzehnte Jüngeren gut zu Gesichte stehen würden. Einem Besucher, den das rasche Entstehen eines Porträts in Staunen versetzte, antwortete der Maler: „Entscheidend ist nicht, wie lange man an einem Bild malt, entscheidend ist nur das Resultat. Bei mir steckt in jedem Pinselstrich jahrzehntelange Erfahrung." Nur so war es dem Künstler möglich, das Bild unseres Staatsratsvorsitzenden in nur sechs Stunden zu malen. Übrigens hört die Arbeit an einem Gemälde für ihn auch dann nicht auf, wenn er seinen Namenszug angebracht hat. Immer wieder stellt er es auf die Staffelei und verbessert.

Wenn man Professor Rudolph zum ersten Mal begegnet, wirkt er zunächst zurückhaltend, ja verschlossen. Bei näherem Kontakt aber erweist sich der Maler als ein am Mitmenschen interessierter, geradezu rührend hilfsbereiter Mensch. Zudem entpuppt er sich als ein faszinierender Erzähler und Schilderer, der viele, oft Jahrzehnte zurückliegende Erlebnisse gleichsam auf eine unsichtbare Leinwand malt. Und dies mit einer Frische und Plastizität, als hätten sie sich erst gestern zugetragen. So schroff und unerbittlich er sich aufplusternde Talentlosigkeit und blutleeren Intellektualismus ablehnt, so sehr freut er sich über jedes gelungene neue realistische Kunstwerk, besonders junger Maler, so ehrlich auch bedauert er das einem Talent noch nicht Geglückte.

Wilhelm Rudolphs Malerlaufbahn ist mit jenem Gebäude auf der Dresdner Brühlschen Terrasse, in dem sich heute sein Atelier befindet, eng verknüpft. Als Achtzehnjähriger betrat er es zum ersten Mal. Der aus ärmlichsten Verhältnissen stammende Chemnitzer Schlossersohn hatte den Weg zur Aufnahmeprüfung nach Dresden zu Fuß zurückgelegt, weil ihm die Eisenbahn unerschwinglich teuer war. Wenn er trotzdem sein Studium absolvieren konnte, so dank seiner Professoren Sterl und Bantzer. Seine beiden Lehrer – selbst bedeutende Maler – erkannten die hervorstechende und eigenwillige, stets auf die stärkstmögliche Erfassung der Lebenswahrheit ausgehende Begabung des jungen Mannes. Sie sorgten dafür, daß er materiell immer wieder irgendwie zurechtkam.

Später, 1932, zog er für ein Monatsgehalt von 300 Mark (eine Professorenstelle war geteilt worden) selber als Lehrer in die Akademie ein, über der schon bald die Nazifahne wehte. Solche großartigen realistischen Gemälde wie der „Lumpensammler" (1936) trugen ihm das braune Prädikat eines „Entarteten", eines „Armeleute- und Gossenmalers" ein. Der mit stiefelklirrendem, uniformiertem Gefolge überraschend in Rudolphs Atelier aufkreuzende Nazi-Gauleiter Mutschmann schrie ihn an, er male „verhungerte Fressen", die man dem Auslande nicht zeigen könne. So wurde er auf die Straße gesetzt; er war geächtet, er hatte kaum etwas zu beißen. Am 13. Februar verlor er, total ausgebombt, auch viele seiner Werke, darunter seine sämtlichen, unersetzlichen Holzstöcke. Nach seiner neuerlichen Lehrtätigkeit an der Akademie in den Jahren 1947–1949 wurde ihm ein Ehrenatelier im Hochschulgebäude zugesprochen.

Das Jahr 1945 wurde für den Maler das Jahr eines völligen Neubeginns. Seitdem hat er die Möglichkeit, sein reiches Schöpfertum voll auszuleben. Nach der künstlerischen Fixierung des chaotisch zerstörten Dresdens malt er nun das herrliche Bild von der wiederaufgebauten Elbbrücke. Auf seiner Leinwand erscheint der Mensch unserer heutigen

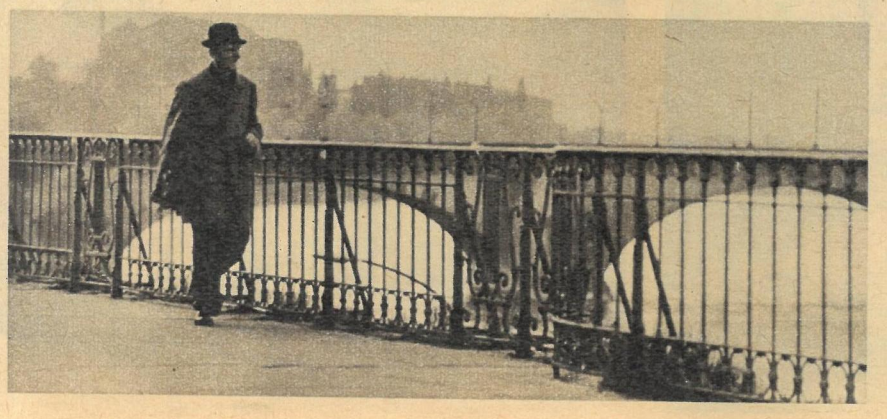


DAS PROFIL

Wilhelm Rudolph, freischaffender Maler und Graphiker, lebt in Dresden. 80 Jahre alt. Von 1932 bis 1933 und 1947 bis 1949 Professor an der Dresdner Hochschule für Bildende Künste.

Hauptwerke: Graphischer Zyklus „Der Tod von Dresden" (300 Blätter), Holzschnittmappe „Aus" (45 Blätter), ein umfangreiches Holzschnittwerk; ferner die Bildnisse „Der Arbeiter" (1920), „Der Lumpensammler" (1936), die Gemälde „Hyäne" und „Wiederhergestellte Elbbrücke", die Porträts „Martin Andersen Nexö", „Willy Kleinoschegg", „Max Seydewitz", „Professor Bongartz", „Major der Volksarmee", „Walter Ulbricht", das Gruppenbild „Familie mit Söhnchen".

Nationalpreis (1961), Martin-Andersen-Nexö-Preis der Stadt Dresden (1961), FDGB-Kunstpreis (1961 und 1966).



Text: Lothar Ehrlich
Fotos: Günter Blutke

Epoche – vom jungen Mädchen bis hin zum führenden Repräsentanten der Arbeiterklasse.

Die Bezeichnung „Kunstmaler" lehnt Wilhelm Rudolph für sich kategorisch ab. Für ihn ist die Malerei ein Mittel, das auszudrücken, was ihn bewegt. Er stellt nicht Blumen in die Vase und malt kunstvolle Stilleben, er nimmt vielmehr die unmittelbare Wirklichkeit in den Griff und sucht ihre wesentlichen Züge zu erfassen.

Der einfache Mensch, der Arbeiter, ist seit je ein Hauptmotiv seines Schaffens. Das Bildnis seines Vaters, das er 1920 malte, nannte er nicht „Mein Vater", sondern „Der Arbeiter"; es war seine Absicht, in der Gestalt dieses von Schwerstarbeit und Entbehrung geprägten, zugleich eine selbstbewußte, unzerstörbare Kraft ausstrahlenden Mannes nicht nur einen einzelnen zu charakterisieren. Das Gemälde, das heute seinen Platz in der Dresdner Galerie Neue Meister gefunden hat, hing während der Weimarer Zeit im KPD-Fraktionszimmer des Sächsischen Landtages und hat auf irgendeine nicht bekannte Weise die Nazizeit überdauert.

Das von Professor Rudolph kürzlich abgeschlossene Gruppenbild „Brigade Ernst Thälmann des Bergbaubetriebes Willy Agatz", die Darstellung eines fünfköpfigen, mehrfach mit dem Staatstitel ausgezeichneten Kollektivs, darf als ein Kontrapunkt zu dem Arbeiterbildnis von 1920 angesehen werden. Hier stehen die befreiten Arbeiter vor uns, die ihr Schicksal kraftvoll in die eigenen Hände genommen haben und den Sozialismus aufbauen. Als das Gemälde einen Tag lang im Bergwerksbetrieb ausgestellt war, schrieben mehr als hundert Betrachter ihre Meinung in ein Buch, alle in dem gleichen Tenor wie die Brigade „Peter Göring", die betonte, das Bild zeige „den Typ des neuen Bergarbeiters unserer Entwicklung".

Professor Rudolph spricht mit großer Hochachtung von diesen „prächtigen Menschen" (die sich übrigens auf Grund des Besuches der VI. Deutschen Kunstausstellung selbst für ihn als ihren Maler entschieden hatten), und von ihrer „Mitarbeit" am Entstehen des Werkes. Von ihrem spürbaren Interesse am Gelingen, von ihrem bereitwilligen stundenlangen Modellstehen nach harter Schichtarbeit 650 Meter unter Tage. „Diese Männer kennenzulernen, war für mich ein Erlebnis, und sie darzustellen, war eine großartige Aufgabe", so äußerte sich der Maler. Und er setzte hinzu: „Ich bin unter Arbeitern aufgewachsen, und sie haben mir allezeit am nächsten gestanden."

Kunst im Guß

Die etwas abseits des Werkes gelegene Gießerei verhüllt dem Besucher ihr respektables Alter nicht. In diesen niedrigen Backsteingebäuden wird seit über eineinhalb Jahrhunderten die Kunst des Gießens zur Perfektion entwickelt: 1784 erfolgte in Lauchhammer der erste Eisenbildguß Deutschlands. Bereits 35 Jahre zuvor war einer Oberhofmarschallin von Löwendal die „landesherrliche" Konzession zur Anlegung eines Hochofens, eines Zinnhauses, einer Drahtmühle, einer Stahlfabrik und eines eisernen Gußwerkes erteilt worden.

An diese historischen Daten erinnert heute in Lauchhammer nicht mehr viel. Nur eine alte Vase, gegossen 1784, steht als Zeugin im Werkshof. Im Modellager findet der Besucher das älteste Modell Deutschlands, das 1850 vom Bildhauer Ritschel geschaffene Lutherstandbild. Seine metallenen Ebenbilder stehen in Washington, Leipzig und Worms.

Das Jahr 1825 setzte wie später das Jahr 1917 in der Entwicklung der Gießerei einen besonderen Akzent: Für die Dresdener Artillerieschule werden drei Kanonen gegossen und gebohrt, ihnen folgt eine massiv gegossene Haubitze. Fast ein ganzes Jahrhundert hindurch wird das Produktionsprofil der Kunstgießerei von jenen Männern bestimmt, für die Kanonen und Haubitzen der begehrteste Gegenstand ihrer Beschäftigung sind.

1917 beginnt das Geschäft mit den Opfern des ersten großen Weltbrandes. Es kommt die „Hohezeit" der Kriegerdenkmale, die den Überlebenden Glauben machen sollen, der Krieg sei das Natürlichste der Welt, das Sterben das erstrebenswerte Ziel aller männlichen Tugenden, und Väter, Brüder und Söhne seien für eine edle Sache gestorben. Den Kriegerstatuen für den Friedhof folgen drei Jahrzehnte hindurch kämpfende, knieende und sterbende Krieger.

Mit „wäre" und „hätte" soll man in der Geschichte nicht argumentieren. In diesem Falle aber muß man es: Befände sich das Städtchen Lauchhammer nicht im ersten sozialistischen Staat deutscher Nation, sondern im letzten spätkapitalistischen Staat Deutschlands, wäre die Tradition der sterbenden Krieger heute wieder das lukrativste Geschäft. So aber leitet das Jahr 1945 jenes Zeitalter der ältesten deutschen Kunstgießerei ein, da sie erstmals die Kunst der Bildhauerei und des Kunstgusses ihrer ursprünglichen Bestimmung zuführen kann.

1950 begann Willi Kümmel in der Feingießerei, und er kramt aus seiner Erinnerung die ersten Jahre des schweren Anfangs heraus: ein, zwei Plastiken im Jahr, Ausstattungen für D-Züge, Arbeiten für die sowjetische Botschaft in Berlin, für die Neue Wache, das Alte Museum ... Als Bestimmungsorte der Arbeiten der ersten Jahre finden sich aber auch Namen, die in der Welt zum Inbegriff unmenschlicher Leiden wurden: Buchenwald, Sachsenhausen, Mauthausen, Auschwitz, Ravensbrück. Hier in Lauchhammer entstand das 5,5 Meter hohe Reiterstandbild des polnischen Nationalhelden Tadeusz Kosziusko, das als Nacharbeit des von den Faschisten geraubten Originals auf dem Wawel von der Stadt Dresden als Freundschaftsgeschenk nach Kraków ging.

Noch größer ist die Gruppe der Arbeiten, die heute in vielen Städten der Republik das Wirken wahrer großer Deutscher wie Goethe und Schiller, Marx und Engels, Thälmann und Hanns Eisler wachhalten.

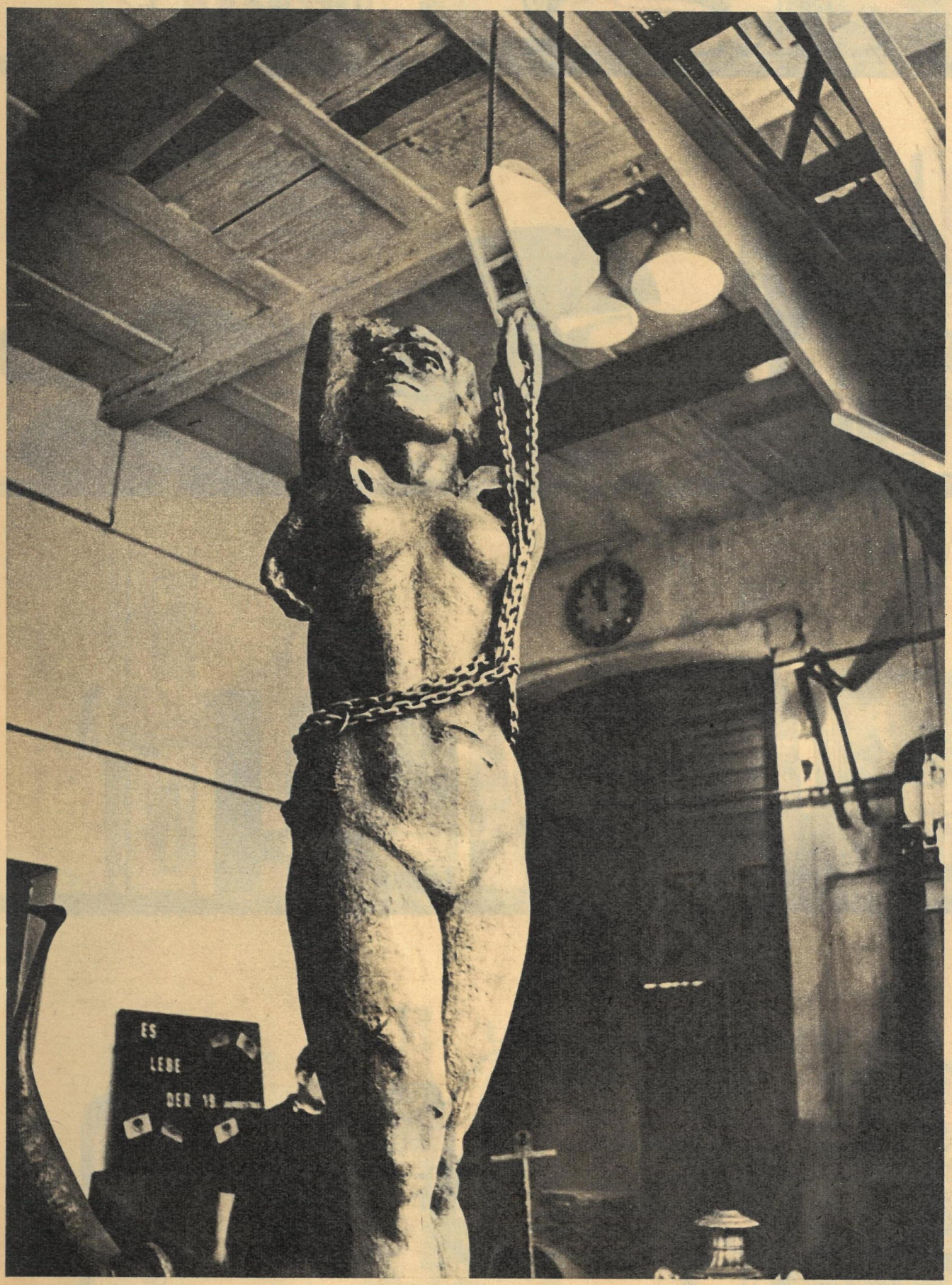
Das Können der Kunstgießer vererbte sich von Generation zu Generation. Die vom Bildhauer geschaffenen Modelle einer Plastik aus Gips werden form- und gießecht zerlegt, die einzelnen Teile geformt, gegossen, feinbearbeitet und wieder zusammengefügt.

Diese Fertigkeiten bewährten sich jetzt, da der Berliner Neptunbrunnen restauriert und zu Ehren des 20. Jahrestages der Republik in der Hauptstadt wiedererstehen. Manche der dreißig Einzelteile des Brunnens waren zerstört. Da man keinerlei Pläne besaß – sie tauchten jetzt erst wieder auf –, mußten sich die

Neue Werke schaffen, alte erhalten.

Neptunbrunnen, Berlin.

Unterkasten der Form mit dem „Positiv".



Männer in Lauchhammer mit alten Fotos helfen. Ehe sie darangingen, die erhalten gebliebenen Teile zu restaurieren und die fehlenden zu ersetzen, bauten sie sich den Brunnen provisorisch auf, um überhaupt einmal zu sehen, welche Technologie des Aufbaues möglich wäre.

Die erste Etappe des Aufbaues ist vorüber, und Willi Kümmel trotzte mit seinen Kollegen bei der Montage des Brunnen-Mittelteils den Unbilden des winterlichen Frühlings: „Es war unsere bisher schönste Aufgabe. Das nicht nur deshalb, weil wir wissen, daß niemand heute mehr in der Lage wäre, ein solches Meisterwerk zu schaffen. Daß wir aber dieses Geschenk der Republik zu ihrem Geburtstag reichen können, verschafft uns die größte Freude!"

Mit dieser Begeisterung reiste der Obermeister mit seinen Kollegen im Juni wieder nach Berlin. Sie werden die vier Wasserfiguren – Schlange, Seelöwe, Schildkröte, Alligator – und jene vier weiblichen Brunnenrandfiguren montieren, die sich in Willi Kümmels schalkhaften Worten in „Berliner Frauen" verwandelten, die im wahrsten Sinne des Wortes den Rand halten werden.

Bild: Volkmar Billeb
Text: K. H. Scholz

Die Dame wartet auf ihren Partner, dessen Hände sie bereits besitzt. – Letzte Beinkorrekturen.
Schon bei der Herstellung der Form entscheidet sich die Gußqualität.

Qualität, die man sieht und schmeck

neckt – *Qualität* für uns alle

Qualität, die man sieht und schmeckt -

Qualität für uns alle

Während diese beiden Herren eine Bierprobe nehmen, verkosten ihre Kollegen irgendwo in der Republik Käse, Pfirsichtorte, Bockwurst und Kaffee. Das Urteil der DAMW-Experten können Sie in der Kaufhalle oder im Lebensmittelgeschäft an der Ecke lesen. Achten Sie eigentlich beim Einkauf darauf?

Unsere Umfrage ergab: Nur wenige der befragten Kunden wissen, daß es in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie „Betriebe der ausgezeichneten Qualitätsarbeit" gibt. Nicht erst seit wenigen Monaten, sondern seit Jahren. Ein Blick auf das zb-Regal auf den Seiten 12/13 soll Ihnen, lieber Leser, die Augen öffnen helfen. Denn auf all den ausgestellten Nahrungs- und Genußmitteln aus über 60 Betrieben der DDR finden Sie einen Hinweis auf ausgezeichnete Qualität.

Zugegeben, einige „Betriebe der ausgezeichneten Qualitätsarbeit" stellen auf der Verpackung die Symbole der Auszeichnung – Ährenkranz und Schornstein – noch ungenügend heraus. Bescheidenheit, die fehl am Platze ist. Denn dieses Symbol ist für den Kunden ein untrügliches Zeichen für Qualität. Jahrelang dauern oft die Bemühungen um dieses Prädikat an. Nur jene Betriebe besitzen die Chance, ausgezeichnet zu werden, die in jeder Hinsicht mindestens ein halbes Jahr lang Vorbild für die Branche sind. Technologie, Sauberkeit und Rezepturen, Betriebslabors, Reklamationen und Kostenbilder der Erzeugnisse sind neben den organoleptischen Proben entscheidende Kriterien für das DAMW-Urteil.

Jochen Decker, Leiter der Abteilung Nahrungsgüter und landwirtschaftliche Erzeugnisse im DAMW, sagte zb: „Diese Auszeichnung ist schwerer zu erringen als ein Gütezeichen für ein einzelnes Erzeugnis, denn wir beurteilen das Gesamtniveau eines Betriebes. Dabei verlangen wir nicht, daß zum Beispiel im VEB Backwarenkombinat Berlin, Betriebsteil ‚Libelle', die Pfirsichtorte jeden Tag erste Qualität ist, jedoch 50 bis 70 Prozent aller Back- und Konditoreiwaren des Betriebes unseren Qualitätsanforderungen entsprechen."

Bei einem Blick in das zb-Regal wird Ihnen sicher nicht entgangen sein, daß der Kampf um Qualität in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie offensichtlich noch mit unterschiedlicher Intensität betrieben wird. Erfreulich, daß die Molkereiindustrie zu den Schrittmachern zählt. Von den elf ausgezeichneten Betrieben dieser Branche besitzen sechs das Ehrendiplom. Äußeres Zeichen dafür, daß diese Molkereien fünf Jahre hintereinander den Titel „Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit" mit Erfolg verteidigten. Unterschiedlich ist das Qualitätsniveau in den Brauereien. Bedauerlich ist es, daß es bisher nur „Gössel-Gesundbrunnen" gelang, sich aus der großen Anzahl von Produzenten alkoholfreier Getränke herauszuheben. Ungenügend sind auch die Qualitätsbemühungen der fleisch- und wurst-, der fisch- und im besonderen der obst- und gemüseverarbeitenden Industrie. Im zb-Regal finden Sie aus dem letztgenannten Zweig nur Kindernahrung des VEB Havelland Beelitz, Betriebsteil Potsdam.

Dabei ist es keineswegs so, daß nur modernst ausgerüstete Betriebe die Chance haben, den Titel zu erringen. Den Ausschlag über Erfolg oder Mißerfolg geben vor allem die Leiter, Belegschaften und gesellschaftlichen Organe der Betriebe. Denn es gehört Mut dazu, den Kampf um die Qualität aufzunehmen. Die Durststrecke bis zur Verleihung der hohen Auszeichnung ist lang und voller Hürden. Schließlich und endlich muß nach der Auszeichnung Dauerqualität produziert werden, will man nicht eines Tages seinen Kunden eingestehen müssen: Unsere Wurst, unser Bier, unsere Butter, unsere Schokolade ist schlechter geworden.

Natürlich ist es nicht beabsichtigt, künftig alle Nahrungs- und Genußmittelbetriebe der DDR auszuzeichnen. Es wird immer Spitzenreiter geben. Das kann der Hebung des allgemeinen Qualitätsniveaus in der jeweiligen Branche nur förderlich sein. Wie rasch sich diese Entwicklung vollzieht, bestimmen jedoch nicht zuletzt der Handel und vor allem Sie, lieber Leser, durch ein gesteigertes Marktbewußtsein mit. Kaufen Sie nicht wahllos, sondern Qualität, die man sieht und schmeckt. Erzeugnisse aus Betrieben der ausgezeichneten Qualitätsarbeit erkennen Sie an ihrem Etikett.

Robert Eckelt

Fotos: Eberhard Buschmann

Betriebe der ausgezeichneten Qualitätsarbeit (Stand: April 1969)

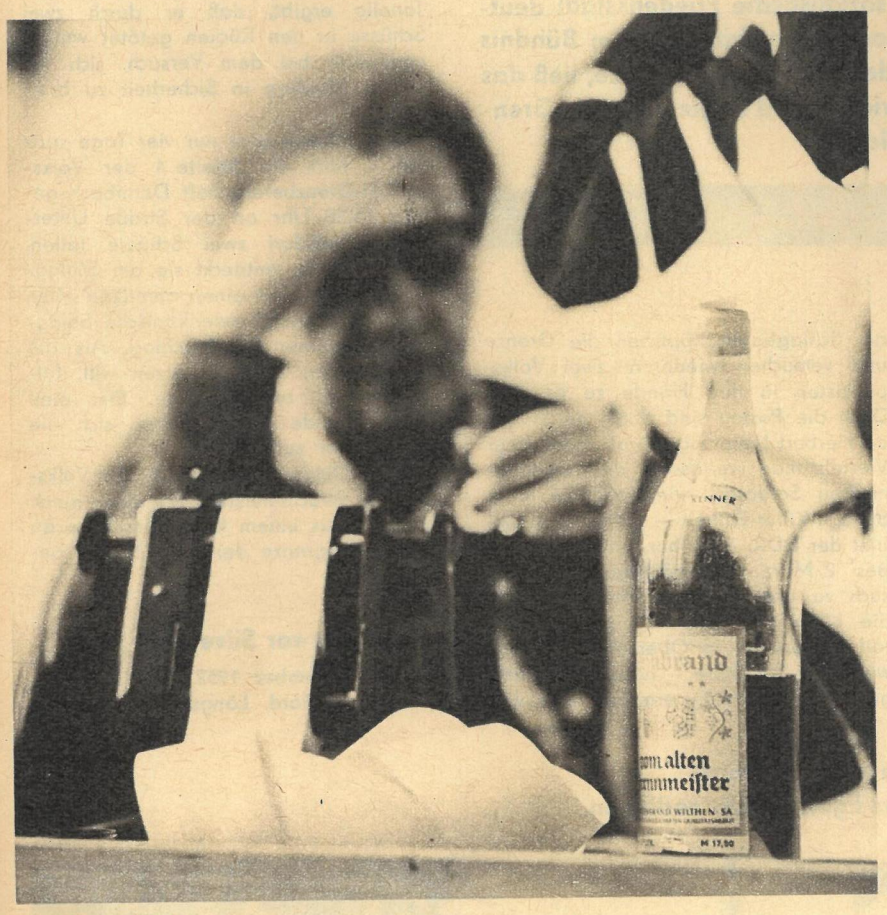
VEB Weinbrand, Wilthen;
VEB Dresdner Backwarenkombinat, Betriebsteil Koba;
Konsum Fisch- und Feinkostwerk „Spezialist", Leipzig;
VdgB Kombinat Milchwirtschaft Rostock, Produktionsstätte Rostock;
VEB Halloren Schokoladenfabrik, Halle;
VEB Weinkellerei, Berlin;
Gössel-Gesundbrunnen, Albert Kunz KG;
VEB „Ring" Mittweida;
VEB Havelland Beelitz, Betriebsteil Potsdam;
VEB Backwarenkombinat Berlin, Betriebsteil „Libelle";
VEB Radeberger Exportbierbrauerei;
Konsum Großfleischerei Leipzig;
Pera-Werk, Pohle und Erben KG, Raguhn;
VEB Nahrungsmittelwerk „Albert Kunz", Wurzen;
Schilkin KG, Berlin-Kaulsdorf;
VEB Vereinigte Fleisch- und Wurstwerke, Dresden;
Fa. Arthur Floßmann KG, Kuhschnappel (Sa.);
Wernesgrüner Brauerei KG;
VEB Kraftfuttermischwerk Golzern;
VEB Großbäckerei „Union", Karl-Marx-Stadt;
Konsum Feinkost, Altenburg;
VEB Leipziger Brotfabrik;
VEB Süßwarenfabriken „Bergland", Niederoderwitz;
Konsum-Fleischverarbeitungswerk, Dresden;
Konsum Großbäckerei, Karl-Marx-Stadt;
VEB Bärensiegel, Berlin;
VEB Exportbierbrauerei, Wernesgrün;
VEB Mühlenwerke Müllrose;
Konsum Nährmittelwerke, Erfurt;
VEB Weinbrennerei, Meerane;
Fa. Hans Haufe KG, Brand-Erbisdorf;
VEB Fleischkombinat „Pikant" Döbeln, Betriebsteil Waldheim;
VEB Erfurter Malzwerke;
VEB Dresdner Brauereien, Werk Süd;
VEB Dresdner Süßwarenfabriken „Elbflorenz", Betriebsteil Zwiebackfabrik Neukirch (OL);
VEB Dauermilchwerke Stendal;
VEB Fleischkombinat Gera, Betriebsteil Eisenberg;
Getränkewerk „Lautergold", Paul Schubert KG., Lauter (Sa.);
VEB Backwarenkombinat Berlin, Betriebsteil Großkonditorei;
Konsumgenossenschaft Reichenbach, Abteilung Bierabfüllung und Limonadenherstellung;
Konsum Feinkostwerk, Magdeburg;
VdgB Molkereigenossenschaft e. G. Rochlitz, Produktionsstätte Lunzenau;
VE Kombinat Milchwirtschaft, Wismar, Produktionsstätte Wismar;
VEB Berliner Brauereien, Betriebsteil Bürgerbräu;
VEB Vereinigte Saalemühlen, Bernburg, Prod. Abt. Alsleben, Bernburg, Calbe u. Nienburg;
VEB Altenburger Likörfabrik;
VEB Molkerei Döbeln;
Fa. C. W. Falckenthal Söhne KG, Luckenwalde;
VEB Brandenburger Mühlenwerke;
VEB Sektkellerei „Rotkäppchen", Freiburg (Unstr.);
VdgB Kombinat Milchwirtschaft Rostock, Produktionsstätte Kühlungsborn;
VEB Fleischkombinat Gera, Betriebsteil Langenberg;
VEB Backwaren, Eisenach;
Fa. Ernst Mehnert KG Leipzig;
VEB Backhefe, Görlitz;
VdgB Milchkombinat e. G. Glauchau, Produktionsstätte Waldenburg;

VEB Getreidekombinat Karl-Marx-Stadt, Floßmühle; VdgB Vereinigte Molkereigenossenschaft e. G. Zwickau, Produktionsstätte Werdau; VdgB Molkereigenossenschaft e. G. Mügeln; VdgB Molkereigenossenschaft e. G. Eisleben; VdgB Molkereigenossenschaft e. G. Jüterbog, Zweigbetrieb Marzahna; VEB Grünberger Likörfabrik und Weinkellerei Grünberg; Konsum Kornbrand- und Likörfabrik „Melde" Cottbus; VEB Nordbrand, Nordhausen.

Der Hauptbuchhalter

Verteidiger: Hätten Sie, das heißt Ihr Kollektiv, noch Vertrauen zu der Angeklagten, wenn sie in Ihrem Betrieb bleiben würde?
Kollektivvertreterin: Muß ich auf diese Frage unbedingt antworten?
Vorsitzender: Warum wollen Sie nicht antworten?
Kollektivvertreterin: Also, ihr Ehemann sagte, gleich nachdem das bekannt geworden war: Als Lohnbuchhalterin kommt sie nicht mehr in Frage. Damit war das für uns dann natürlich erledigt, nicht wahr.

Die Angeklagte ist Mitte dreißig, vollschlank, solide in Aussehen und Auftreten, intelligent und aufgeschlossen: der Typ der aktiven, zuverlässigen Frau. Nicht nur bei ihren Kolleginnen in der Buchhaltung, sondern auch außerhalb der vier Wände ihrer Abteilung wai



sie wohlangesehen. Mehrfach waren ihr kleinere Funktionen übertragen worden, und niemals hatte sie das Vertrauen ihrer Kollegen und Wähler enttäuscht. Die Kollektivvertreterin stellt ihr das beste nur mögliche Zeugnis aus. Dennoch dieses merkwürdige Zögern auf die Frage des Rechtsanwalts; dennoch der Umstand, daß die Angeklagte nun, da ihre Straftat herausgekommen ist, ihr Arbeitsrechtsverhältnis gelöst hat. Am Tage nach der Hauptverhandlung will sie in einem anderen Betrieb anfangen, einem weit entfernten, nicht als Buchhalterin, sondern in einer einfachen, unqualifizierten Tätigkeit mit entsprechend geringerem Einkommen. Als Lohnbuchhalterin, hat ihr Ehemann gesagt, komme sie nicht mehr in Frage . . .
Die Sache ist die, daß ihr Ehemann auch ihr Vorgesetzter war, Hauptbuchhalter des Werkes, in dem sie jahrelang treu und zuverlässig gearbeitet hat. Beide zusammen verdienten im Monat etwa 1200 Mark netto. Damit kann man eine Menge beginnen, zumal, wenn man es einzuteilen versteht. Und wer sollte sein Geld wohl einteilen können, wenn nicht eine Buchhalterfamilie?

Angeklagte: Mein Mann hat das Geld immer eingeteilt, für jede Ausgabe wurde etwas beiseitegelegt, es wurde eben ein richtiger Haushaltsplan aufgestellt.
Vorsitzender: Von Ihrem Mann allein?
Angeklagte: Ja, aber ich war damit einverstanden.
Vorsitzender: Haben Sie ihm einmal gesagt, daß Sie mit Ihrem Taschengeld nicht auskommen?
Angeklagte: Nein; ich hätte ja eigentlich auskommen müssen. Nur wegen meiner . . . meiner persönlichen Bedürfnisse habe ich immer zuviel verbraucht.

Was sie hier verlegen und mit tonloser Stimme als ihre „persönlichen Bedürfnisse" bezeichnet, erweist sich als eine handfeste Genußmittelsucht. Nach ihren Angaben errechnet das Gericht, daß sie für Kaffee, Zigaretten und Alkohol täglich um zehn Mark gebraucht hat. Diese Ausgabe konnte sie von ihren hundert Mark Taschengeld nicht bestreiten, selbst wenn sie vom Wirtschaftsgeld – laut Familienetat achtzig Mark pro Woche – zuschoß, also einen gewissen Betrag „kontenfremd" verbrauchte. So entstand eine Lücke zwischen „Soll" und „Haben" – oder sagen wir: zwischen Möchten und Haben – die sie auf die Dauer nicht legal zu schließen vermochte. Nicht etwa, daß sie nun die Konten zu Hilfe nahm, die sie von Berufs wegen zu führen hatte – die hielt sie in Ordnung bis zur zweiten Stelle hinterm Komma. Nie hätte sie es gewagt, ihrem Ehemann und Vorgesetzten eine fehlerhafte, geschweige denn eine frisierte Bilanz vorzulegen. Aber neben ihren Arbeitsaufträgen besorgte sie in ihrem Betrieb noch gewisse Sparkassengeschäfte. Für eine geringe Provision führte sie eine sogenannte Ein-Mann-Agentur der Kreissparkasse, nahm Einzahlungen an und Auszahlungen vor und vermerkte sie kraft erteilter Vollmacht in den Sparbüchern ihrer Kollegen.

Staatsanwalt: Waren Sie nicht verpflichtet, jede Kontobewegung im Beisein der Kunden auch in die Buchungslisten einzutragen?
Angeklagte: (nickt)

Staatsanwalt: Und warum haben Sie das nicht immer getan?
Angeklagte: Das war nicht aus böser Absicht. Man ist eben manchmal nachlässig und sagt sich, ach was, trägst es später ein.

Staatsanwalt: Diese Nachlässigkeit hat bei Ihnen aber zur Methode gehört. Anders hätten Sie an das Geld ja gar nicht herangekonnt.

Mir scheint, dieser Rückschluß ist nicht sehr überzeugend. Raffinierte Planmäßigkeit ist der Angeklagten kaum zuzutrauen. Eher ist es wohl umgekehrt: Sie hatte sich daran gewöhnt, es mit den Vorschriften nicht gar zu genau zu nehmen, und eines Tages hat sie dann wohl entdeckt, daß diese von niemand je beanstandete Nachlässigkeit ihr die Gelegenheit bot, unauffällig diesen und jenen Betrag „umzubuchen" – vom Konto der Sparkasse auf das ständig überzogene Konto, das für ihre „persönlichen Bedürfnisse" bestimmt war. Daß diese „doppelte Buchführung" nicht lange unentdeckt bleiben konnte, mußte ihr, der versierten Kraft, freilich klar sein.

Angeklagte: Nachdem jemand von der Sparkasse dagewesen war und ich wußte, daß sie schon etwas vermuteten, nahm ich das übrige Geld und die Belege mit nach Hause und wollte mich nun mit meinem Mann darüber aussprechen. Ich fühlte mich dann auch krank, und mir war klar, daß ich nicht mehr in den Betrieb kommen würde.
Schöffe: Warum haben Sie dann aber noch drei Wochen lang gezögert, sich Ihrem Mann anzuvertrauen? Hatten Sie Angst vor ihm?
Angeklagte: Ich weiß auch nicht. Ich war so verzweifelt, alles war so schrecklich . . . Ich wollte es meinem Mann ja gestehen, aber ich habe es immer wieder vor mir hergeschoben, bis es eben gar nicht mehr ging.

Ihr Mann, der Hauptbuchhalter, hat den Schaden – insgesamt etwas über tausend Mark – sofort und stillschweigend reguliert. Er hätte es nicht ertragen, wenn eine in Mark und Pfennig bezifferbare Schuld weiter bestanden hätte. Mir scheint aber, da gibt es noch eine andere Lastschrift; sie ist nicht in Zahlen auszudrücken. Entzieht sie sich etwa deshalb seinem Verständnis?
Wohlgemerkt, der Ehemann der Angeklagten ist hier nicht angeklagt. Er trägt keine strafrechtliche Schuld. In der Verhandlung tritt er überhaupt nicht auf. Möglich, daß er unter den Zuhörern gesessen hat, aber er ist mir nicht aufgefallen. Ich habe über diesen Prozeß schon in meiner Radio-DDR-Sendereihe berichtet, und er hat mir daraufhin einen Brief geschrieben. Ob er denn die Ausschweifungen seiner Frau hätte finanzieren sollen? Die Frage zeigt, daß er manches gründlich mißverstanden hat.

Schöffe: Ist es Ihrem Mann nicht aufgefallen, daß Sie jeden Tag nach Alkohol rochen? Eine halbe Flasche Weinbrand und drei Flaschen Pilsator, das riecht man doch.
Angeklagte: Soviel ich weiß, ist ihm das nicht aufgefallen.

Ich sehe den Mann fast vor mir: Ein Hauptbuchhalter, wie er im Hauptbuch steht, korrekt bis in die Fingerspitzen, peinlich auf den Pfennig bedacht, streng zu seinen Mitarbeitern, unnachgiebig selbst gegenüber Vorgesetzten, sollten sie ihm je einen laxen Umgang mit den Vorschriften seines Berufes zumuten. Ich bin sicher, jeden Fehler in den Buchungslisten hätte er sofort bemerkt. Daß es bei seiner Frau nicht stimmte, entging ihm. Es war gewiß nicht banale Naschhaftigkeit, deretwegen sie bis an den Rand einer stillen, unauffälligen, aber gefährlichen Trunksucht geraten war. Sie wollte einem ungelösten Konflikt davonlaufen. Das ist allemal ein hoffnungsloses Unterfangen – aber warum hat er nichts davon bemerkt?
Ich glaube, er hat in seinem anerkennenswerten Bemühen um Korrektheit die ungünstige Situation, in der er sich als Vorgesetzter seiner eigenen Frau befand, durch umso größere Strenge und Genauigkeit ihr gegenüber zu überspielen versucht. Damit hat er nicht einmal aufgehört, wenn Dienstschluß war. Er war auch zu Hause noch der Hauptbuchhalter. Im Betrieb mag das angehen; in der Ehe aber gibt es keinen Chef. Möglicherweise liegt hier der Grund für die Spannungen, die die Angeklagte nicht anders bewältigen zu können glaubte, als durch blauen Dunst und heimlichen Suff. Jedenfalls erklärt es, weshalb sie, die lebensreife, intelligente und tüchtige Frau, sich ihrem Mann nicht beizeiten anvertrauen mochte; weshalb sie sich vor ihm, ihrem Partner, fürchtete wie ein Kind, das ungezogen war, vor seinem Erzieher.
Das Kreisgericht verurteilte die Angeklagte zu einer fühlbaren Geldstrafe. Das ist eine Sanktion, die sie nachhaltig an ihre elementaren staatsbürgerlichen Pflichten gemahnen wird. Den Hauptbuchhalter kann kein Gericht verurteilen, aber gäbe es für ihn einen Spruch, so müßte der ihm eine Pflicht auferlegen, die keine Strafe ist, sondern eine selbst von klugen Menschen zuweilen und in manchen Beziehungen vernachlässigte Selbstverständlichkeit: Die Pflicht zum Nachdenken.
Foto: E. Buschmann

Für sie!
POHLI
GESICHTS WASSER
mit Hamamelis

Pohli-Gesichtswasser mit Hamamelis – schützt und pflegt die Haut – entfernt Staub und Schmutz aus den Poren – beseitigt Hautunreinheiten – erzeugt Frische und Wohlbehagen

Pohli-Rasierwasser mit Azulen – scharf – angenehm kühlend – männlich herber Duft – belebt und entspannt die Haut, beseitigt Hautunreinheiten und unterstützt durch den Gehalt an Azulen Abheilvorgänge – sparsam im Gebrauch

Für ihn!
POHLI
Scharfes
RASIER WASSER
mit Azulen

DER 20 JÄHRIGE KRIEG

Dieser Krieg war nie offen erklärt worden – geführt aber von vielen Divisionen, die mordeten, spionierten, Tunnel gruben, Brücken sprengten, erpreßten und die internationalen Beziehungen der DDR sabotieren sollten! ■ Mitten im Frieden! ■ Mörder, Spione, Erpresser, Saboteure standen unter einem Kommando und operierten nach einem Plan. ■ Sitz des Kommandos: Bonn. ■ Ziel aller Operationen: Den Sozialismus auf deutschem Boden zurückzudrängen! ■ Aber: Der sozialistische Friedensstaat deutscher Nation war weder durch Tunnel noch sonst auszuhöhlen. Dicht zusammengeschart, eng im Bündnis mit verläßlichen Freunden der sozialistischen Staatengemeinschaft, mit der UdSSR an der Spitze, ließ das Volk der DDR den Feinden keine Lücke, bewahrte die Heimat und den Frieden und zeigte Bonn die Grenzen seiner Macht: Der Sozialismus auf deutschem Boden ist unwiderruflich!

TATSACHENBERICHT VON FRANK CRONAU 2

Der Befehl des toten Hauptmanns

Die Worte des 76jährigen Geistlichen sind klar, seine Augen verraten Entschlossenheit und Energie, die Werte des Friedens zu verteidigen – „Die USA haben versucht, Deutschland zu spalten und in Westdeutschland den Krieg gegen Ostdeutschland vorzubereiten", schreibt der Stenograf, und als der Erzbischof von Canterbury wenige Minuten später seine Rede vor dem Weltfriedensrat im Berliner Haus der Presse am Bahnhof Friedrichstraße beendet, notiert der Stenograf nach einem Blick auf die Uhr die Zeit: 17.25 Uhr.

Im gleichen Augenblick bestätigen sich die Worte des greisen Briten auf tragische Weise: Ein Jeep der US-Armee rollt unweit von Pferdsdorf auf die DDR-Grenze in Thüringen zu. Zwei Volkspolizisten sehen die Amerikaner ihren Wagen stoppen und herabspringen. Ehe sie noch die Möglichkeit haben, Deckung zu suchen, reißen die Amerikaner die Maschinenpistolen hoch und jagen Schnellfeuer über die Grenze. Herbert Liebsch, einer der beiden Volkspolizisten, wird schon von der ersten Garbe getroffen. Sein Genosse entkommt und holt Hilfe. Als er zurückkehrt, sind die Amerikaner gerade dabei, den Schwerverwundeten über die Grenze zu zerren. Sie denken nicht daran, dem Blutüberströmten zu helfen, sie wollen ihn wenigstens einige Meter auf westdeutsches Gebiet ziehen, um hinterher behaupten zu können, Liebsch hätte die Grenze überschritten. Eilig flüchten sie, als die Volkspolizisten auftauchen. Herbert Liebsch wird sofort ins Krankenhaus gebracht, aber alle Mühe ist vergebens. Wenige Stunden später stirbt er.

Datum des Überfalls: 21. Februar 1951.
Zeitpunkt des Überfalls: 17.40 Uhr.

Sieben Tage später rollt ein amerikanischer Jeep nicht weit vom Mordplatz entfernt an den Schlagbaum Kasseler Straße. Die Yankees geben sich sehr freundlich, als wäre der Mord ein vergessener Traum. Sie laden die beiden Volkspolizisten ein, herüberzukommen. Als sie sich eine Abfuhr holen, verschwinden sie wieder in der Nacht.

Der viehische Mord in Obersuhl

Am 1. März – rund 18 Stunden nach dem verunglückten Unternehmen – überschreiten amerikanische Soldaten am Schlagbaum Köpfchen die Grenze und versuchen wiederum zwei Volkspolizisten in ihre Hände zu bringen. Doch die Posten sind durch den Mord an Herbert Liebsch gewarnt. Nach einer Viertelstunde verlassen die amerikanischen Soldaten – Angehörige einer Spezial-Killer-Einheit – wieder das Gebiet der DDR. Aber nur, um am Abend des 2. März den nächsten Mordversuch zu unternehmen. Diesmal haben die Killer ihre Aktionen bis ins Detail vorbereitet. In Obersuhl 43 – auf westdeutscher Seite – haben sie einen gewissen Eisenberg ermittelt, der von Schiebergeschäften lebt. Sie besuchen ihn am Morgen des 2. März, mit einer Stange Zigaretten in der Uniformtasche. Am späten Nachmittag besuchen sie Eisenberg wieder. Als es dunkel geworden ist, schleichen sie sich über die Grenze. Wenig später werden die beiden Volkspolizisten Werner Schmidt und Heinz Janello auf ihrem Streifengang hinterrücks überfallen und auf westdeutsches Gebiet verschleppt. Und zwar vor das Haus Obersuhl 43. Dort werden beide viehisch ermordet!

Nach dem Mord verschwindet Eisenberg mit den Amerikanern.

Am 3. März übergeben die Amerikaner an der Grenze die Leichen der beiden Volkspolizisten und ihre Waffen. Inzwischen haben sie die Lüge verbreiten lassen, die beiden Volkspolizisten seien in einem Feuergefecht auf westdeutschem Boden gefallen. Es fällt nicht schwer, die unverschämte Lüge zu widerlegen:

1. Aus keiner der beiden Waffen war auch nur ein Schuß abgegeben worden. Die Munition ist noch vollzählig.

2. Die Obduktion des Wachtmeisters Werner Schmidt ergibt, daß er zunächst mit einem stumpfen Gegenstand niedergeschlagen und dann durch einen Schuß in die Brust aus kürzester Entfernung getötet wurde.

3. Die Obduktion der Leiche von Heinz Janello ergibt, daß er durch zwei Schüsse in den Rücken getötet wurde, vermutlich bei dem Versuch, sich vor seinen Mördern in Sicherheit zu bringen.

Am 7. März – also nur vier Tage später – hört die Streife 4 der Volkspolizei-Grenzbereitschaft Dermbach gegen 15.50 Uhr an der Straße Untersuhl–Richelsdorf zwei Schüsse fallen. Wenig später entdeckt sie am Schlagbaum Richelsdorf einen amerikanischen Jeep und wieder amerikanische Soldaten, Karabiner im Anschlag. Als die Streife ihren Weg fortsetzen will, fallen erneut zwei Schüsse. Erst eine halbe Stunde später ziehen sich die Amerikaner zurück.

Am 27. Oktober 1951 wird der Volkspolizist Wachtmeister Portwich durch Schüsse aus einem fahrenden Auto an der Staatsgrenze der DDR tödlich getroffen.

Die Nacht vor Silvester

Am 30. Dezember 1952 folgt in Berlin ein neuer Mord. Längst tauchen nicht

Im März 1968 wurde der 16. Oberschule in Berlin-Mitte der Name des ermordeten Unteroffiziers Egon Schultz verliehen.

mehr amerikanische Soldaten auf. Agenten der Geheimdienste und Spionagebüros haben die schmutzige Arbeit der Mörder übernommen. Der 30. Dezember ist mit Absicht gewählt worden: Am Abend vor Silvester knallen überall schon Feuerwerkskörper, ein Schuß fällt nicht so sehr auf, wie an anderen Tagen.

Gegen 21 Uhr verläßt der 19jährige Volkspolizist Helmut Just seine Dienststelle, um den Posten an der Behmbrücke – eine der Brücken, die von der Hauptstadt der DDR nach Westberlin führen – abzulösen. Helmut hat zwar an diesem Abend dienstfrei, aber als einer seiner Genossen ihn bittet, den Posten zu übernehmen, erklärt er sich sofort bereit.

Helmut geht wie jeden Tag die Behmstraße entlang und verläßt etwa vor dem Haus Nr. 67 die rechte Straßenseite, um die Straße zu überqueren. Wie Zeugen hinterher bestätigen, müssen die Mörder im Flur des Hauses 69 auf Just gewartet haben. Als er die Straßenseite wechselt, verlassen sie den Hausflur und gehen ebenfalls über die Straße. Unmittelbar hinter ihm müssen sie den Bürgersteig erreicht haben, und aus kürzester Entfernung schießen sie ihn mit einer 7,65-Pistole nieder. Noch immer knallen die Feuerwerkskörper, vor allem jenseits der Sektorengrenze, und erst einige Minuten später wird es plötzlich wie mit einem Schlag still. Da die Behmstraße kaum Verkehr hat und Helmut Just auf der unbebauten Seite niedergeschossen wurde, vergeht einige Zeit, bis Hausbewohner den 19jährigen tot auffinden. Eineinhalb Meter entfernt liegt die leere Geschoßhülse.

Ganz Berlin empört sich über die feigen Mörder. Die Volkspolizei nimmt die Ermittlung auf, fordert die Westberliner Polizei auf, sie bei der Fahndung zu unterstützen, doch kommt von dort nur eine unverschämte Lüge als Antwort: Just sei vermutlich von einem seiner eigenen Genossen erschossen worden!

„Europa kann in Flammen aufgehen"

Nicht nur in Berlin nimmt die Empörung zu. Überall in der Welt wird der Mord an Helmut Just als ein ernstes Zeichen der Zeit verstanden. Deutlich kommentiert der bürgerliche britische „Manchester Guardian": „Eine schwere Bewaffnung der Westberliner Polizei und eine allzu abenteuerliche deutsche Politik könnten aus Berlin ein Miniaturkorea machen." Die Forderung des damaligen Westberliner Bürgermeisters Reuter nach „schweren Waffen für die Polizei" könnte – so der „Guardian" – „zu einem Bürgerkrieg zwischen den Deutschen in Berlin führen, zu einem Bürgerkrieg mit allen seinen unberechenbaren Folgen". Die Rolle Reuters bereitet dem „Guardian" offensichtlich Sorgen: „Prof. Reuter scheint aus Westberlin das Sprungbrett für eine dynamische Politik zur Wiedervereinigung Deutschlands machen zu wollen, einschließlich der Rückgewinnung der verlorenen Ostgebiete. Demgegenüber ist Vorsicht am Platze, denn über einen gewissen Punkt hinausgetrieben, könnte Dynamik in Westberlin Europa in Flammen aufgehen lassen."

Mörder: Bundesgrenzschutz

Oberstleutnant Edmund Aue, bewährter Offizier der Grenztruppen unserer Republik, hat in den wenigen freien Stunden, die ihm der schwere Dienst ließ, das Schicksal seines Genossen Rudi Arnstadt niedergeschrieben, der an der westlichen Staatsgrenze der DDR Opfer einer der vielen Provokationen wurde. Diese Schilderung ist der in dem Buch „Postengang" erschienenen Skizze „Schüsse an der Grenze" entnommen:

„Die Sonne stand am wolkenlosen Himmel und brannte gnadenlos auf die drei Grenzer. Gern hätte Ebersbach als Postenführer dem jungen Soldaten, der ihn begleitete, den Wink gegeben, sich hinter eine nahe Hecke zu legen; doch er tat es nicht. Er wollte ihn ganz in der Nähe haben. Er hatte heute ein eigenartiges Gefühl, denn das, was sich nur wenige Meter jenseits der Grenze abspielte, beunruhigte ihn selber als erfahrenen Grenzer. Es herrschte ein geschäftiges Treiben auf der anderen Seite des Kontrollstreifens. Anscheinend soffen sich die Söldner wieder einmal Mut an.

Einer von der Bande kontrollierte torkelnd sein Schnellfeuergewehr, dabei fiel ihm eine Patrone zur Erde. Ein anderer verkroch sich ins Kornfeld.

Junge Revolutionäre an der Gedenkstätte des 1962 ermordeten Unteroffiziers Reinhold Huhn (oben). Hauptmann Arnstadt (unten).

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als sich plötzlich ein Hauptmann des Bundesgrenzschutzes aus einer Gruppe Herumstehender löste und geradewegs auf die Grenze zulief. Die anderen warfen ihre Schnapsflaschen weg und deckten mit der Waffe im Anschlag das Vorgehen des Offiziers.

Bis zu dieser Minute waren die drei Grenzer unbemerkt geblieben. Gefreiter Ebersbach schob behutsam seine Maschinenpistole in eine günstige Position und visierte die Söldner an. Der Hauptmann des Bundesgrenzschutzes kam der Grenze immer näher. Dann betrat er unseren Kontrollstreifen und drang unweit von Hauptmann Arnstadt in das Gebiet der DDR ein.

Als sich diese Provokation zum zweiten Mal wiederholte, sprang Hauptmann Arnstadt auf und forderte den BGS-Offizier auf, unverzüglich das Territorium unserer Republik zu verlassen. Doch in diesem Augenblick peitschten schon die todbringenden Schüsse über die Grenze, und Rudi Arnstadt sank getroffen zu Boden. Der BGS-Offizier flüchtete über die Grenze zurück und warf sich in Deckung.

Dieses Verbrechen geschah in Sekunden. Und Sekunden vergingen, ehe Ebersbach den Mord begriffen hatte. Sein Hauptmann erschossen!

Der Mensch erschossen, der ihm Vorbild, der einer der besten Menschen war, die er je kennengelernt hatte.

In Ebersbach kochte die Wut, wälzte sich hoch und drohte die Vernunft zu überschwemmen.

Die Mörder sicher im Visier, krümmte er langsam den Finger am Abzugshahn seiner MPi. Er kannte sich und seine Waffe und wußte, daß er treffen würde. Doch dann, ehe seine MPi-Garben Vergeltung gebracht hätten, war ihm, als hörte er einen Befehl seines Hauptmanns. Der Tote noch schien ihn zu mahnen: Schieß nicht über die Grenze! Denk an die Folgen! Sie haben mich erschossen in der Hoffnung, daß du schießen wirst und sie einen Grund haben werden, wieder zu schießen, die Grenze zu stürmen. Schon mancher Krieg hat mit einem solchen provozierten Schuß angefangen. Schieß nicht! Und Ebersbach nahm den Finger vom Abzug und arbeitete sich zu seinem toten Hauptmann vor..."

Zwischen dem Mord an Helmut Just in der vorletzten Nacht des Jahres 1952 und dem Mord an Rudi Arnstadt lagen fast zehn Jahre, und dazwischen auch die Morde an dem Gefreiten Waldemar Estel, dem Unteroffizier Jörgen Schmidtchen, dem Unteroffizier Peter Göhring und dem Unteroffizier Reinhold Huhn!

Und diesen Morden folgten weitere, immer mit dem Ziel, eine Aggression zu provozieren.

Doch beschränkte man sich nicht auf Mord. Man folgte gewissenhaft dem NATO-Publikationsorgan „Revue Militaire Generale" – unter den Namen der Mitglieder des Redaktionsbeirates fand man zu jener Zeit auch die der beiden Hitlergenerale Speidel und Heusinger –, in dem im Mai 1960 auf Seite 565 zu lesen war: „Zwei wesentliche Formen müssen alle Formen von Konflikten von morgen beherrschen: der ideologische Fakt, der sich durch das ausdrückt, was man subversiven Krieg zu nennen übereingekommen ist, und der atomare Fakt. In gewissem Sinn arbeiten die nukleare Waffe und der Partisan Hand in Hand, wobei die erste die Armeen zwingt, Gebiete zu räumen, in denen der zweite dann im Untergrund arbeiten kann. Kurz gesagt, der Guerillakrieg ist ein wesentlicher Bestandteil des modernen Krieges geworden."

Und dieser „Guerillakrieg" nach NATO-Empfehlungen wurde tagtäglich gegen die DDR geführt. So wie es der greise Dekan von Canterbury, Dr. Hewlett Johnson, am 21. Februar 1951 auf der Sitzung des Weltfriedensrates in Berlin vorausgesagt hatte!

Im nächsten Heft:
Die erpressen, statt zu helfen.

Fotos: Zentralbild

Da ein Teil jener Bürger, der vor Jahren von Agentenorganisationen verleitet oder erpreßt worden war, heute tatkräftig und bewußt an der Stärkung der DDR mitwirkt, haben wir in einigen Fällen die Namen der Betreffenden und auch einige Ortsnamen durch andere ersetzt.

WOCHENEND 76 magazin

Ausgesprochen xenophil...

Die junge Dame, so diskret im Mitropa-Schlafwagen fotografiert, bitten wir herzlich um Verzeihung. Mit dem hübschen Wort xenophil ist sie nicht gemeint, das wäre eine unverdiente Schmach – für ihre Umgebung dagegen ist es ein hohes Kompliment. Ausgesprochen xenophil ist auch die Mitropa mit ihren weitverzweigten, fahrenden, schwimmenden, fliegenden und stationären Mitarbeitern erst in den letzten zwanzig Jahren geworden. Der Riesenbetrieb (13 400 Beschäftigte) stieg aus den ererbten Trümmern der alten Mitropa wie jener berühmte Phönix aus seiner Asche. Ein Kompliment für die xenophile Mitropa ist also gleichzeitig ein Kompliment für unsere Republik!
Apropos, xenophil. Falls Ihnen rein zufällig im Moment des schlichten Wortes deutscher Sinn nicht ganz momentan sein sollte; xenophil heißt natürlich fremdenfreundlich. Was auch sonst?

Foto: Mirschel

Abenteuer am Schienenstrang

1965 stellten an der Strecke zwischen Stratford-on-Avon und Fenny Compton vier englische Bahnwärter wochenlang täglich ihre Signale, obwohl kein Zug mehr verkehrte. Die Strecke war stillgelegt worden, was die Vorgesetzten den vier Unentwegten vergessen hatten mitzuteilen.

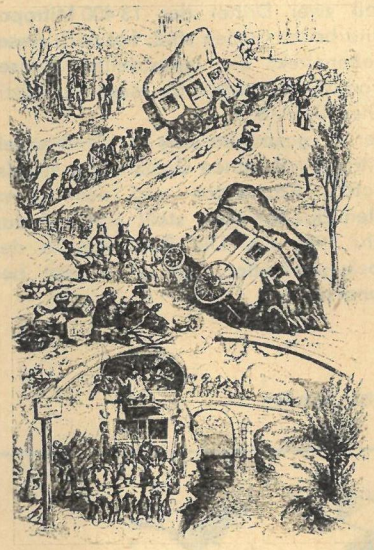
Ein tolles Ding drehte 1963 der Arbeiter eines Eisenbahnwerkes in Italien, Morbioli. Die Dampfrösser, die er „sattelte", wollte er auch mal „reiten". Eines Tages erschien er beim Einsatzleiter in zünftiger Lokomotivführer-Kleidung und übernahm eine fahrbereite Maschine. Mit ihr fuhr er zwischen Mailand und Venedig einige Male hin und her. Man mußte ihm vor Gericht bescheinigen, daß er gut gefahren sei. Sein Kindheitstraum kostete ihm 50 000 Lire.

Daß Engländer Einfälle haben können, bewies 1965 der 53jährige Stellwerksarbeiter Ernest Croff. Aus Protest gegen Fahrplaneinschänkungen stoppte er einen Zug mit 400 Wochenendfahrgästen bei dem Städtchen Shepton Mallet, südlich von Bristol. Dann verlas er seinen Protest gegen die „verwerfliche Haltung" der staatlichen Eisenbahnen, die die auf seiner Linie verkehrenden Züge von zwanzig auf täglich acht eingeschränkt hatten. Tat es und faltete das Papier zusammen, um dem Zug die Fahrt wieder freizugeben.

Der Eisenbahn weniger zugetan zeigte sich der Stadtrat von Gilroy (Kalifornien), der seine Polizei anwies, gegen Züge der Southern Pacific Railroad, die Straßenkreuzungen länger als fünf Minuten blockieren, mit gebührenpflichtigen Verwarnungen wegen Überschreitung der Parkzeit vorzugehen.

Vom Speisen auf Reisen

Die Geschichte des Reisens ist in großen Zügen bekannt – beispielsweise hörte schon jedes größeres Schulkind von jenem Jona, der sich vor einigen Jahrtausenden per Schiff von Kleinasien aus auf die Reise machte, dann gezwungenermaßen in einen Walfisch umstieg und glücklich in Ägypten landete. Er wurde später übrigens Prophet. Auch über das Speisen in den grauen Zeiten vor unserer Zeit liegen glaubwürdige Nachrichten vor. Kürzlich erst bewiesen Altertumsforscher erneut nach langwierigen Laborversuchen an ausgewickelten Mumien, daß die besser gestellten Leute bei den alten Ägyptern ungefähr genauso gesund lebten wie manche unserer Mitmenschen. Viele starben an übermäßigen Mengen Fett in Verbindung mit zuwenig Vitaminen und Mineralstoffen. Gehen wir mit Schweigen über diese Sünder hinweg – Friede ihren Gebeinen.



Damals gesehen: Warnung vor den Gefahren einer Postkutsch-Reise

Dunkel wird die Geschichte an dem Punkt, wo Speisen und Reisen zum Thema unserer populärwissenschaftlichen Abhandlung zusammenfließen müßten: zum Speisen auf Reisen. Lediglich von Marco Polo (1254 bis 1324), venezianischer Kaufmann und Weltreisender, wissen wir, daß die Wüstenreisenden schon damals in Notfällen ihre braven Kamele schlachteten. Überhaupt wurde früher auf Reisen vorwiegend von der Hand in den Mund gelebt. Die Schnelläufer der Inkas beispielsweise, die mit einer Art Riesenstaffel ständig frischen Fisch vom Meer zur Residenz im Gebirge tranportierten, rissen unterwegs höchstens ein paar reife Mangofrüchte von den Bäumen. Zum kräfteerhaltenden Sportlerfrühstück kamen sie erst, wenn ihr nächster Kollege den Fisch übernahm. Bis 1867 etwa bestand das Speisen beim Reisen vor allem aus dem Speisen beim Rasten. Besser gestellte Herren führten dazu ihre eigenen Hausangestellten mit – daran erinnert Bertolt Brecht mit seiner rhetorisch gemeinten Frage:

„Cäsar schlug die Gallier
hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?"

Sicher – und bestimmt nicht den schlechtesten.

Die einfachen Leute dagegen mußten beim Reisen in friedlichen Zeiten auf irgendwelche obskure Wirtshäuser am Wegrand warten. Und das war besonders im Spessart mit manchem Risiko verbunden. Für Seereisende hatte dieses Risiko den ausgesprochen häßlichen Namen Skorbut, weil das Vitamin C noch nicht erfunden war und sich die Kapitäne zu sehr auf gesalzenes Fleisch mit Zwieback verließen.

Reisewagen aus dem 14. Jahrhundert

Langsam, aber sicher: Kamelkarawane

Wenden wir uns nun dem fruchtbaren Teil dieses geschichtlichen Rückblickes zu: 1867 – die Jahreszahl ist schon genannt – hatte ein gewisser Georg Mortimer Pullmann in Chikago die zweite Idee seines Lebens. Drei Jahre vorher schon erwarb er Ruhm und Dollars durch die Erfindung des Schlafwagens. Jetzt ging er den logischen zweiten Schritt. Die „Great Western Railway" fuhr mit dem ersten Speisewagen der Welt! Mister Pullmann wurde zum reichen Mann, und von nun an konnte jeder, der das Geld dazu hatte, alle hundert Kilometer ein frisch gebratenes Rumpsteak verzehren.

„Hochherrschaftlich" – der erste Schlafwagen

Schon 1873 verkehrte in Europa der erste Schlafwagen – und zwar zwischen dem belgischen Seebad Ostende und Berlin. 1880 konnten erstmals – genau zwischen Weimar und Eisenach – die Reisenden des Schnellzuges Frankfurt/Main–Berlin im Zug speisen. Natürlich nur die Reisenden der I. und II. Klasse – den Mitfahrenden der III. und IV. Klasse blieb dieses historische Erlebnis veschlossen. Wahrscheinlich hätten sie die Preise für das Diner aus der Küche auf Rädern sowieso nicht bezahlen können. Wie immer begriffen einige preußische Beamte den Zug der Zeit auch in Sachen Speisen beim Reisen nicht. Noch 1893 war in der Zeitschrift der deutschen Eisenbahnverwaltungen ein scharfer Angriff gegen die Speisewagen zu lesen. Die Argumente dagegen begannen beim Küchengeruch, der „durch den ganzen Zug hinzieht und während der Fahrt bleibt". Sie endete mit dem Appell an das heilige Gut der Reisenden, an die Gesundheit. Statt magendurchschüttelnder Speisewagen forderten die Beamten „einen halbstündigen Mittagsaufenthalt auf einer geeigneten Station". Wie wir alle wissen, hat sich der Speisewagen von seinen Feinden nicht schrekken lassen. Die Mitropa – 1916 gegründet „in Übereinstimmung mit den Zielen der Reichspolitik" (es ging auch hier um deutsche Vormachtstellung, vor allem gegen französische Gesellschaften) – entwickelte sich zu einem kulinarischen Begriff. Und heute, nach 20 Jahren DDR, ist die alte, als Trümmerhaufen übernommene kapitalistische Mitropa ein sozialistischer Großbetrieb, der sich schon auf das Speisen beim Reisen im Jahre 2000 vorbereitet. Eines der Zauberworte der Speisezukunft heißt Kälteschlaf. Schon in allernächster Zeit wird ein Reisender bei seinem Mitropa-Kellner kurz hinter Berlin-Schönefeld bestellen können: „Bitte auftauen – einmal Kalbssteak mit Blumenkohl".

Und wenn mit dem Kalbssteak wenigstens zu annähernd gleicher Zeit ein gut gekühltes Wernesgrüner auf den Tisch kommt, dann werden selbst gramgebeugte Dauerreisende still in sich hineinlächeln.

Abbildungen: Sammlung Karger-Decker

WußtenSiedasschon?

Die Deutsche Reichsbahn beförderte 1967 in 2 428 000 Reisezügen knapp vierzigmal die gesamte Bevölkerung der DDR. 649 Millionen Fahrgäste fuhren für kürzere oder längere Reisen auf den insgesamt 15 513 Gleiskilometern unserer Republik.

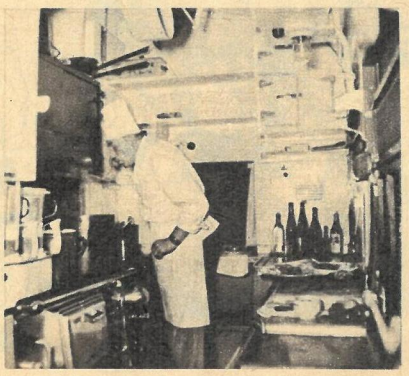
Zu den Einrichtungen der Mitropa gehörten am Jahresende 1968 genau 65 Speisewagen, 63 Schlaf- und 113 Liegewagen. Außerdem besitzt der gastronomische Großbetrieb 314 Bahnhofsgaststätten, 6 Hotels, 6 Flughafenrestaurants und 16 Autobahnraststätten. Um im Spiel mit imponierenden Zahlen fortzufahren: Das Unternehmen mit dem roten „M" bewirtschaftet 87 Binnenschiffe der Weißen Flotte und 2 Eisenbahnfähren. Zum Betrieb zählen ferner noch 425 Imbißstuben, 20 Friseursalons und andere Dienstleistungseinrichtungen.

Wie sich so die Schnitzel und Leberwürste summieren können: 7205 Tonnen Fleisch- und Wurstwaren verzehren die Gäste der Mitropa im Laufe eines Jahres, dagegen „nur" 8900 Tonnen Kartoffeln. Umgesetzt werden ferner 350 000 Hektoliter Bier und 425 Tonnen Bohnenkaffee. Ein hoher Prozentsatz dieser Waren wird in den Speisewagen verkauft – und die rollen unter anderem auch auf 15 Auslandskursen der Deutschen Reichsbahn.

Die Küchen in den fahrenden Restaurants sind von sensationeller Größe: Nur etwa 6 qm Raum haben die Köche auf Rädern zum Kochen, Braten und Anrichten. Trotzdem werden aus diesen winzigen Küchen auf einer Route wie Berlin–Karl-Marx-Stadt–Berlin jeweils etwa 500 Gäste versorgt. Und nicht wenige bestellen ein Mittagessen mit Suppe, Hauptgericht und Kompott.

Fast in allen Städten der DDR gibt es heute mehrere Gaststätten mit Selbstbedienung. Die ersten errichtete vor vielen Jahren die Mitropa. Jetzt besitzt sie 28 Gaststätten mit diesem modernen, zeitsparenden Bedienungssystem.

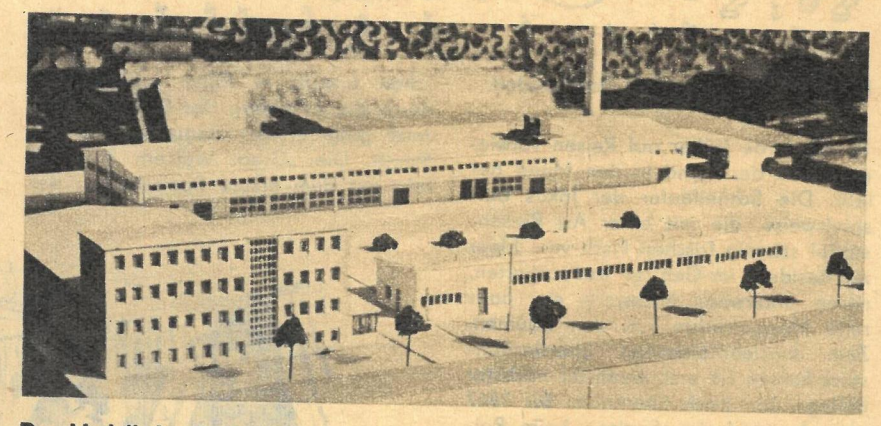
Fotos: Illner, Sommerfeld-Ziebarth



Schock im Tunnel

Eine prognostische Vorausschau hat ergeben, daß im Jahre 1980 etwa doppelt soviel Bürger der DDR wie heute täglich eine Hauptmahlzeit außer Haus einnehmen werden. Aus fünf Millionen werden 10 Millionen – und damit verkürzt sich ganz erheblich die zweite Schicht vieler werktätiger Frauen: Sie müssen abends nicht mehr an den Kochtopf, sie haben weniger einzukaufen, abzuwaschen usw. Diese bedeutende Erleichterung läßt sich ohne neuartige Methoden in der Speiseproduktion nicht erreichen. Mit der bisherigen Produktivität von 50 bis 70 Hauptgerichten pro Arbeitskraft können Gaststätten und Gemeinschaftsküchen 1980 nicht mehr bestehen. An der Rationalisierung in der Speiseproduktion führt kein Weg vorbei.

In diesem Jahr begann die Mitropa mit dem Aufbau des ersten Zentralen Produktionsbetriebes in Berlin-Altglienicke die stille Revolution in ihrem Bereich. Dort in Altglienicke wird ein umfangreiches Sortiment an Fertiggerichten in industrieller Großproduktion hergestellt und anschließend schockgefrostet. Hinter dieser wenig sensationell klingenden Tatsache verbergen sich echte Pionierleistungen: Im Produktionsbetrieb sorgen moderne Großgargeräte für schonende Herstellung der Speisen. Mit Hilfe der Meß-, Steuer- und Regeltechnik wird der gesamte Prozeß überwacht, damit bleiben wertvolle Vitamine und Mineralstoffe in hohem Maße erhalten. Auf weitgehend automatisierte Weise werden die fertigen Speisen in ein-, zwei- oder dreiteilige Assietten portionsgerecht abgefüllt und mit einer Folie verschlossen. Danach wartet auf die Fertiggerichte der Schock im Tunnel. Bei Temperaturen zwischen minus 30 und 40 Grad Celsius erhalten beispielsweise die Schnitzel mit Kartoffeln und gemischtem Gemüse ihren Kälteschock. Vom Produktionsbetrieb Altglienicke aus reicht eine ununterbrochene Kühlkette über Transportwagen und Lager bis zum Mitropaspeisewagen und den Küchen in den Mitropa-Gaststätten. Hier werden die fertigen Gerichte oft erst nach der Bestellung des Gastes aus ihrem Kälteschlaf erlöst. Im Mikrowellengerät HM 01 beispielsweise kann eine Assiette in drei Minuten von minus 18 auf plus 70 Grad Celsius erhitzt werden. Mitropa-Gaststätten können für die Spitzenzeiten in speziellen Geräten Assietten vorwärmen – dadurch verkürzt sich die Wartezeit für den Gast ganz erheblich. Die Assiette selbst wird erst unmittelbar vor dem Servieren geöffnet – das dauert etwa acht bis zehn Sekunden.



Das Modell des Zentralen Produktionsbetriebes

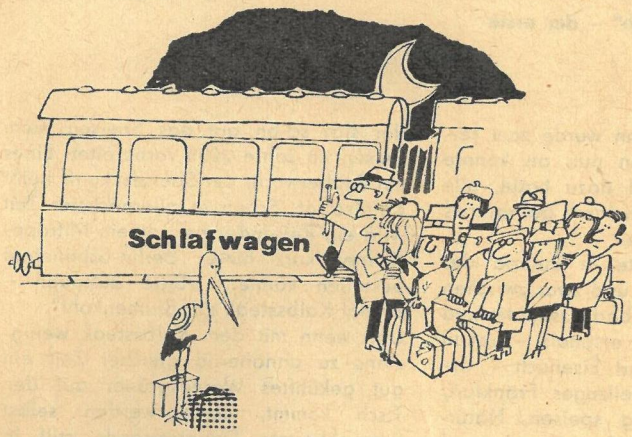
Die Vorteile dieser industriellen Speiseproduktion mit Kühlkette bis zur Endküche sind unübersehbar. Der Gast bekommt ständig hochwertige Gerichte serviert, von Ernährungswissenschaftlern zusammengestellt und von den besten Köchen zubereitet. Bis jetzt stehen auf der Speisekarte im Industriebetrieb Altglienicke rund 70 Gerichte – die Palette reicht vom Putenbraten mit Rosenkohl bs zum Grüne-Bohneneintopf mit Hammelfleisch. Die Vorteile für die Mitropa-Gaststätten sind ähnlich augenfällig: In den Küchen verringert sich der Arbeitskräftebedarf um etwa 25 Prozent. Durch die Assietten – sie werden nach dem einmaligen Gebrauch weggeworfen – sinkt der Anfall an schmutzigen Töpfen und Geschirr um 70 Prozent usw. Nebenbei verändert sich ganz erheblich der Charakter der Arbeit in den Mitropaküchen. Vor allem fällt die körperlich schwere Arbeit weitgehend weg. Angesichts der Tatsache, daß zwei Drittel der 13 400 Mitropa-Mitarbeiter Frauen sind, hat auch dieser Nebeneffekt der industriellen Speiseproduktion Gewicht für einen sozialistischen Betrieb.

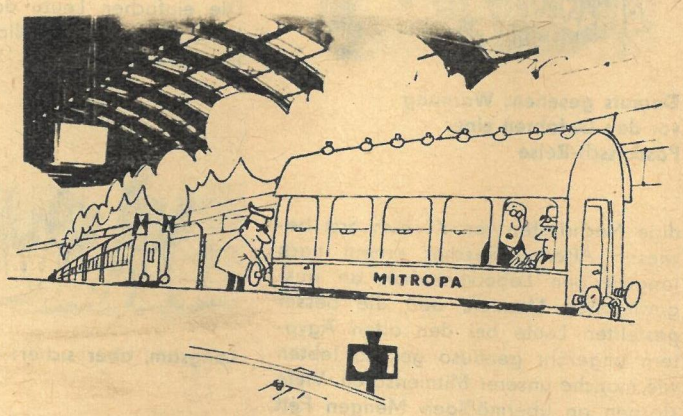
Der gastronomische Großbetrieb Mitropa mit seinen Gaststätten, Hotels, Motels, Raststätten und dem guten alten Speisewagen stellt sich auf das Jahr 1980 ein. Die Revolution in der Speiseproduktion hat schon jetzt begonnen!

Foto: Sander

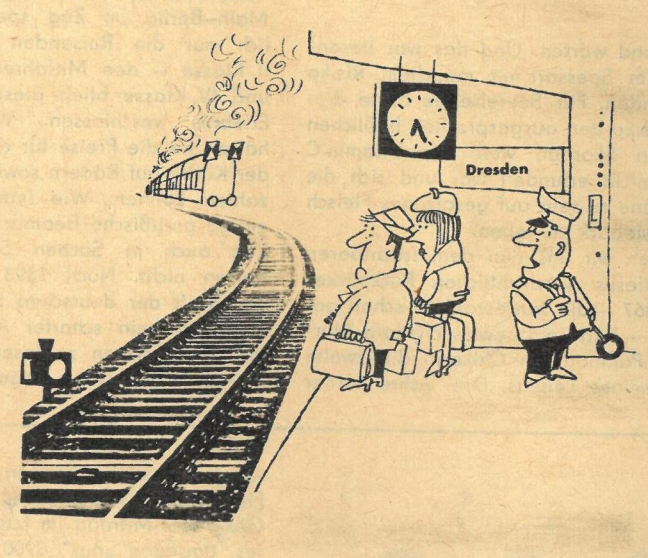
Zwanzig Minuten Aufenthalt

hatte Theo Immisch

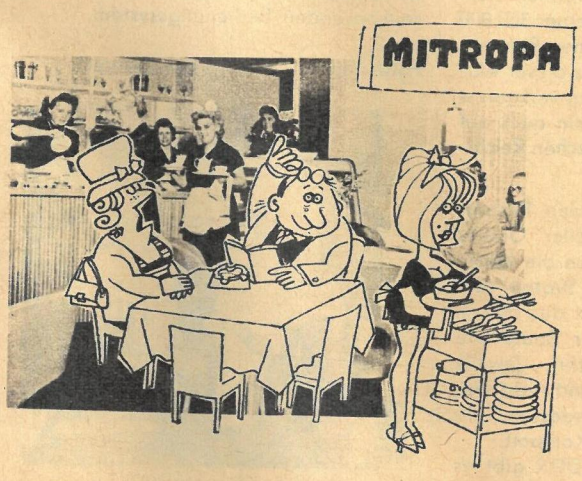




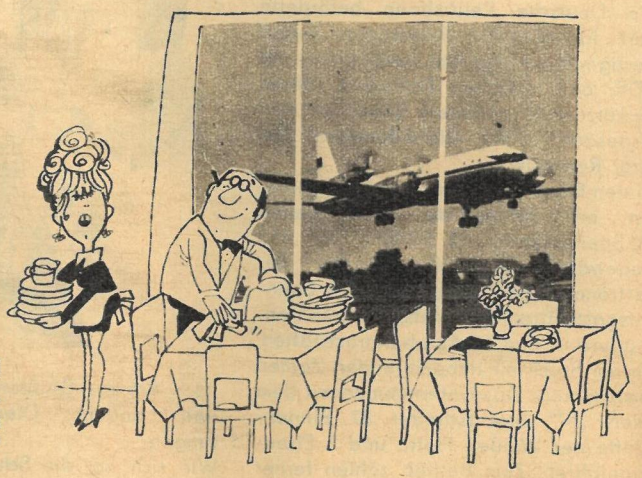
„Ich nehme Omelett mit Champignons, und Du?"



„Wenn ich den Herrschaften unsere ganz ausgezeichnete Mitropa-Gaststätte empfehlen darf . . ."



„Ich hatte für meinen Mann fleischlose Schonkost bestellt, Fräulein!"



„Schade um die schönen Schnitzel mit Spargel, es ist sehr böiges Wetter gemeldet . . ."

Kaleidoskop

Laut Fremdwörterbuch läßt sich unsere einfallsreiche Überschrift zu diesem kurzen Beitrag auf die übliche Weise in ein Adjektiv verwandeln. Das heißt dann „kaleidoskopisch", ist immer noch griechisch und bedeutet „ständig bunt bewegt". Somit wären wir also direkt beim Thema Mitropa.

„Bei wem", fragte ein selten Eisenbahn fahrender Kollege, „muß ich mich eigentlich beschweren, wenn ich in Berlin-Schönefeld einen Kaffee bestelle und ihn erst in Bischofswerda bekomme?" Die Frage ist natürlich nur rhetorisch zu verstehen – ein rollendes Mitropa-Restaurant verkauft beispielsweise in zwei Tagen auf der Strecke Karl-Marx-Stadt – Berlin rund 300 Tassen Kaffee, dazu 1000 Flaschen Bier und etwa 400 Flaschen alkoholfreie Getränke. Und bei einem solchen Umsatz allein an Flüssigkeiten können sich die Mitropa-Kellner derartige Wartezeiten schon aus plantechnischen Gründen nicht leisten (wie immer bestätigen auch hier Ausnahmen die Regel)! Diese rhetorische Frage berührt jedoch die juristischen Grundfesten des buntbewegten Mitropa-Betriebes. Obwohl ein rollender Mitropa-Speisewagen unbestritten zu den angenehmsten Verkehrsmitteln zählt, hat darin selbst der Minister für Verkehrswesen nur das Recht jedes normalen Kunden. Die Speisewagen und Schlafwagen gehören zum Wagenbestand der DR und werden an die Mitropa vermietet. Zwischen Deutscher Reichsbahn und Mitropa besteht ungefähr das gleiche Verhältnis wie zwischen Vermieter und Mieter. Die Mitropa mietet mit Rollgebühren einen Platz für ihren Wagen im Zug. Um zu der Ausgangsfrage zurückzukehren: In Sachen verspäteter Kaffee ist also der Restaurantleiter zuständig und nicht der Zugführer. Für schlimme Fälle liegt ein Beschwerdebuch bereit. (In einem dieser Bücher befindet sich übrigens folgende erstaunliche Eintragung einiger Gastronomen aus Budapest „Oberkellnerin empfiehlt Dupla – einen ungarischen Kaffee. Wir ungarischen Gastronomen glauben nicht, wir bestellen und probieren. Wirklich – es ist original und prima Dupla ..." Und jetzt soll noch jemand etwas gegen unsere deutsche Art Kaffee zu kochen sagen!) Die oben geschilderten Eigentumsverhältnisse gelten, nebenbei bemerkt, entsprechend abgewandelt auch für schwimmende oder fliegende Mitropa-Unternehmen. Auf den Schiffen der Weißen Flotte, den Fährschiffen und in den Flugzeugen der Interflug ist die Mitropa für den gesamten gastronomischen Reisedienst zuständig.

Um das Kaleidoskop weiterzudrehen: Auf den Eisenbahnstrecken unseres Landes rollen oft Mitropa-Wagen in Zügen mit glanzvollen Namen. Weiße Schwäne unter den namenlosen Entlein, die beispielsweise zwischen Leipzig und Bitterfeld verkehren! Der jüngste Zug dieser stolzen Gruppe fährt erst seit einigen Jahren – der „Berlinaren", er verkehrt auf der Strecke Malmö – Berlin-Ostbahnhof und verbessert seitdem den ständig steigenden Reiseverkehr zwischen Skandinavien und dem Kontinent. Hier noch die anderen Züge mit klangvollem Namen: Saßnitz-Expreß, Sanssouci, Pannonia-Expreß, Neptun, Hoek von Holland, Ostsee-Expreß, Hungaria, Favorit, Karlex, Vindobona, Balt-Orient-Expreß, Metropol, Warszawa-Expreß. Diese lange Reihe beweist die Bedeutung der DDR als Transitland. Verpflichtung auch für die mitfahrende Mitropa, eine gute, unseres Staates würdige Visitenkarte vorzulegen.

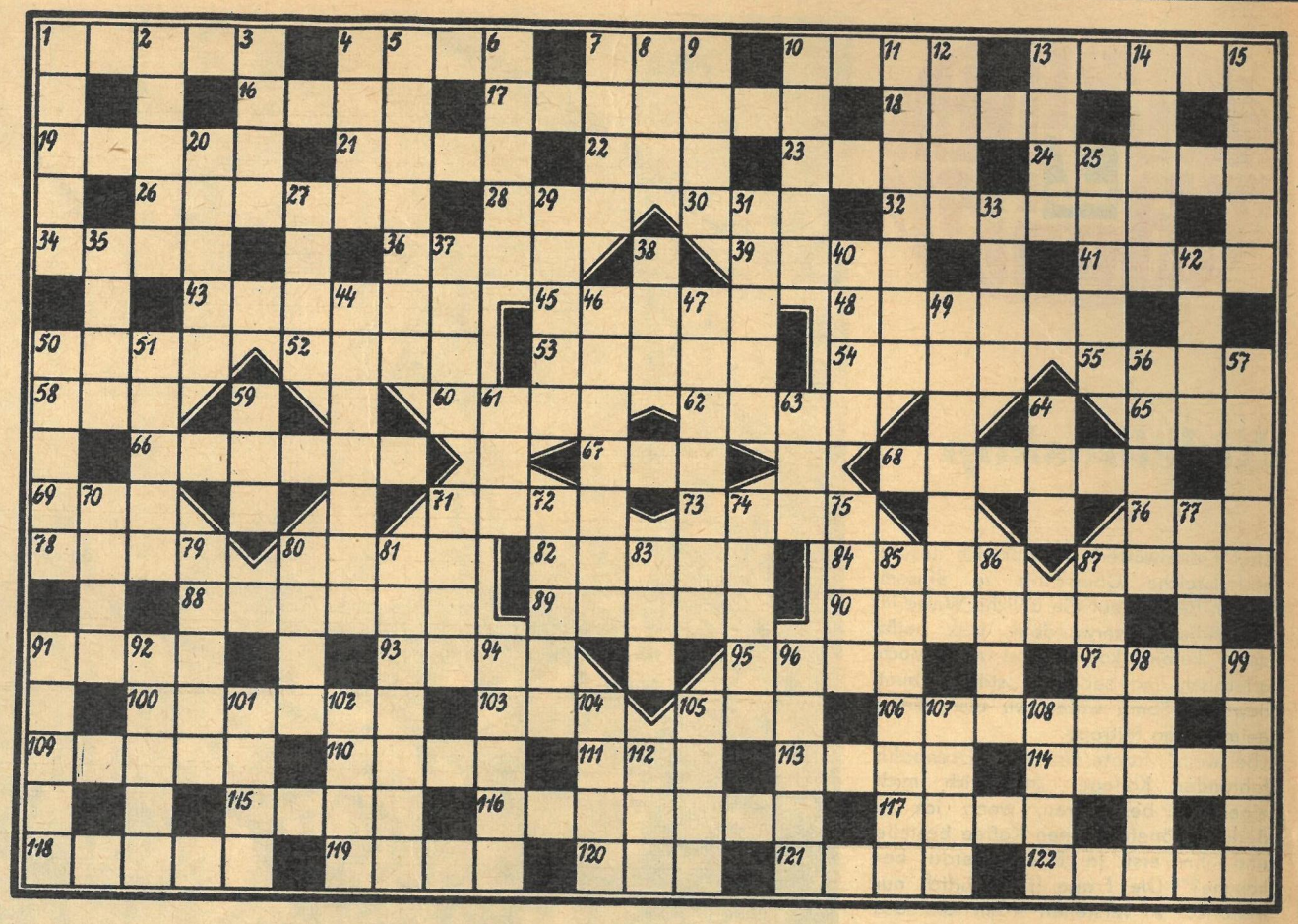
Als letztes im Kaleidoskop in aller Kürze ein Tip für das Speisen beim Reisen. Dazu Friedhold Birnstiel, Ernährungstechniker im Institut für Ernährung von Potsdam-Rehbrücke. „Bei längeren Reisen sollte man versuchen, den aus dem häuslichen Milieu gewohnten Rhythmus des Essens einzuhalten. Unmittelbar vor und während der Reise keine umfangreichen und schwer verdaulichen Speisen verzehren! Als besonders wertvoll sind Rohkostsalate und -beilagen zu erwähnen. Sie regen den Stoffwechsel an und beeinflussen das Allgemeinbefinden günstig."

Also, verehrter Leser, lassen Sie sich bei der Fahrt in ihren hoffentlich buntbewegten Urlaub nicht von Eisbeinen verlocken. In diesem Sinne wünschen wir reuelosen Appetit in den rollenden Restaurants!

Foto: Thienel

Auch die schwimmenden Restaurants der Weißen Flotte – ob auf der Havel, der Saale, der Elbe oder den Küstengewässern unserer Republik, werden von der Mitropa betreut.

Kreuzworträtsel

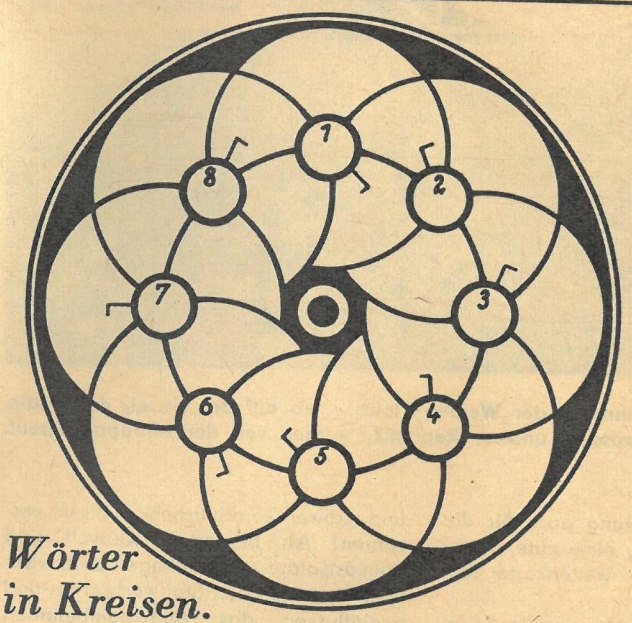


Waagerecht: 1. Freund und Kampfgefährte Thälmanns (ermordet 1936), 4. Kartenspiel, 7. griechischer Buchstabe, 10. Umhang, 13. Zuspeise, 16. Trick, 17. Nebenfluß des Ob, 18. Hauptstadt von Peru, 19. skythischer Nomade, 21. Nebenfluß der Garonne, 22. Großvater, 23. Nebenfluß der Donau, 24. Gefäß, 26. Fachmann, Spezialist, 28. Laut, 30. Kennzeichen, 32. römischer Komödiendichter, 34. Untiefe, 36. Lebewesen, 39. Musikzeichen, 41. Stadt im Bezirk Gera, 43. Täuschung, Versehen, 45. sandiges Gebiet an der Nordseeküste, 48. blauer Farbstoff, 50. Nebenfluß der Kura, 52. russisches Parlament (1906/17), 53. Auswahl, Auslese, 54. übertriebene Sparsamkeit, 55. Gewässerrand, 58. peruanische Währungseinheit, 60. Hafenmauer, 62. Stadt in Griechenland, 65. Höhenrücken des Weserberglandes, 66. Autor des Romans „Lockruf des Goldes", 67. Stadt in der Karelischen ASSR, 68. europäische Hauptstadt, 69. Grußwort, 71. niederdeutsch für Brunnen, 73. Berg bei Innsbruck, 76. Fluß zum Balchaschsee (Kasachische SSR), 78. Schuttstrom im Hochgebirge, 80. Kopf, Spitze, 82. lässige Gangart, 84. Titelgestalt einer Borodin-Oper, 87. nordisches Göttergeschlecht, 88. englischer Naturforscher († 1882), 89. Tierpfote, 90. Planet, 91. Kleinkram, 93. niederdeutsch für Zeit, 95. altspanische Münze, 97. westsibirische Stadt, 100. nordamerikanischer Indianerstamm, 103. Ansiedlung, 105. Antilopenart, 106. Kriegsflotte, 109. Kopfteil, 110. Heil- und Gewürzpflanze, 111. Aussehen, Miene, 113. Mietwagen, 114. Matrosenlöhnung, 115. weiblicher Vorname, 116. Fußbekleidung, 117. Insektenfresser, 118. Längsrinne, Streifen, 119. räumliche Beschränktheit, 120. Brennstoff, 121. Farbton, 122. Landschaftsform.

Senkrecht: 1. Doppelsalz, 2. Bildhauer (NPT), 3. Paradiesgarten, 4. südfranzösische Hafenstadt, 5. Hauptstadt Sudans, 6. Schreibflüssigkeit, 7. englische Stadt, 8. Gepräge, Eigenart, 9. süddeutscher Maler und Baumeister († 1739), 10. südamerikanische Republik, 11. Laubbaum, 12. europäische Republik (landessprachlich), 13. Reiswein, 14. Stichwaffe, 15. Leitgedanke, 20. litauische Dichterin († 1945), 25. historisches Gebiet an der Loire, 27. französisches Departement, 29. Tasteninstrument, 31. Blume, 33. Anregung, Empfindung, 35. Fluß in Spanien, 37. islamischer Titel, 38. Schieferfelsen, 40. Klasse im Sport, 42. Metallbolzen, 44. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, 46. Oper von Richard Strauss, 47. tschechischer Komponist und Geiger († 1757), 49. französischer Philosoph und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, 50. Staat der Indischen Union, 51. Nebenfluß der Weser, 56. Ende, Schluß, 57. deutscher Strom, 59. Nebenfluß der Donau, 61. Fluß in Äthiopien, 63. Getränk, 64. Universum, 70. italienische Tragödin († 1924), 71. Astrolog Wallensteins, 72. Marderart, 74. Himmelskörper, 75. Frauenname, 77. nordfranzösische Industriestadt, 79. Männername, 80. Dreizahl, 81. Riesen, Kraftnaturen, 83. Stadt in Japan, 85. Milchstraßensystem, 86. Anerkennung, Ehre, 87. positive Elektrode, 91. Einschnitt, Pause in der Verszeile, 92. oberitalienische Stadt, 94. Nebenfluß der Havel, 96. tierische Milchdrüse, 98. Pferdekrankheit, 99. gekrümmte Linie, 101. Teil des Beines, 102. Zeitabschnitte, 104. Meeresalge, 105. Wiesenpflanze, 107. Hauptstadt der Lettischen SSR, 108. Stechwerkzeug, 112. Gebirgsstock auf Kreta.

Rätsellösung aus Heft 28

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Pirol, 4. Dwina, 7. Ungar, 10. Ili, 11. Rur, 12. Kanon, 13. Aurum, 14. Goldregen, 19. Lehrer, 22. Risiko, 25. Enden, 27. Senat, 29. Mann, 30. Element, 32. Abri, 34. None, 35. Gera, 36. Grus, 37. Kalla, 38. Toni, 39. Test, 41. Daus, 43. Arve, 45. Transit, 48. Romm, 50. Ilias, 52. Inota, 54. Bergen, 56. Urteil, 59. Standarte, 63. Arkus, 64. Samum, 65. Eid, 66. Kos, 67. Taler, 68. Amara, 69. Einer. — Senkrecht: 1. Pokal, 2. Ranch, 3. Lingen, 4. Dill, 5. Igor, 6. Areg, 7. Urania, 8. Gorki, 9. Romeo, 15. Orden, 16. Düne, 17. Esse, 18. Ernte, 20. Eva, 21. Rennsteig, 23. Staatsrat, 24. Kar, 26. Elektra, 28. Engadin, 29. Magma, 31. Milan, 33. Idiom, 40. Stint, 42. Atout, 44. Ree, 46. Asen, 47. Sima, 49. Mai, 51. Lesser, 53. Tresse, 54. Blatt, 55. Rakel, 57. Erman, 58. Lemur, 60. Aida, 61. Diva, 62. Reka.



Wörter in Kreisen.

Die Wörter beginnen im Zahlenfeld und verlaufen in der angegebenen Richtung.

1. Hochgebirgspflanze, 2. Republik in Südasien, 3. Signalgerät, 4. keramische Gußmasse, 5. japanische Hafenstadt, 6. Hauptstadt Kubas, 7. Muse der Himmelskunde, 8. venezianischer Maler.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 8 – nennen ein giftiges Hahnenfußgewächs.

Kennen Sie sich aus

Die Deutsche Reichsbahn (DR) ist mit über 300 000 Beschäftigten – davon sind etwa 100 000 Frauen – der größte Betrieb der DDR. 1967 beispielsweise transportierte die DR in knapp drei Millionen Güterzügen 253 Millionen Tonnen Ware. In weit über 2 Millionen Reisezügen beförderte die DR in jenem Jahr auf kürzeren oder längeren Strecken umgerechnet jeden Bürger der DDR knapp 40mal.

Nennen Sie bitte die genaue Zahl der 1967 beförderten Personen

Bitte senden Sie Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 29) bis zum 18. Juli 1969 an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14 b.

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 25: Zwickau.

Es gewannen **50 Mark: Martha Sterl,** Hilbersdorf; **je 10 Mark:** Annemarie Amelung, Schwerin; Annemarie Dietrich, Hoyerswerda; Siegfried Enke, Lodersleben; Erich Kircheis, Aue; Anna Tholl, Kahla.

Foto: Zentralbild

WOCHENEND magazin

Gewußt wo!

Zwischen Keller und Dach

Wer zum ersten Mal den ganzen Leipziger Hauptbahnhof vom Kuppeldach bis zum Keller durchforscht, wird an Shakespeare denken müssen – genauer an „Hamlet", und da besonders an das große Wort von den ungeträumten Dingen zwischen Himmel und Erde. Dieser Bahnhof (nebenbei bemerkt noch immer einer der größten Europas) beherbergt unter anderem auch den größten Mitropa-Betrieb der DDR mit 1200 Mitarbeitern. Hier im Bahnhof druckt die betriebseigene Druckerei Speisekarten und Broschüren, hier liefern Mütter oder Väter jeden Morgen ihre Kinder im Kindergarten ab, und hier wäscht die moderne Mitropa-Wäscherei täglich riesige Mengen schmutzige Tischtücher und Berufskleidung. Für die vielen Reisenden sind andere Mitropa-Bewohner des Leipziger Hauptbahnhofes interessanter: die Expreß-Bügelei zum Beispiel, die Friseursalons für Herren und Damen, die Kaffeestuben und natürlich die Restaurants.

Betriebsleiter Legscheidt, Chef der Mitropa-Unternehmen zwischen Keller und Dach, muß sehr genau kalkulieren können. Zur Zeit der Messe bringen täglich rund 500 Züge etwa 150 000 Reisende in den Bahnhof. Und viele davon kehren vor dem Messebummel noch schnell einmal bei der Mitropa ein. Durchschnittlicher Umsatz pro Messetag beispielsweise: 177 000 Tassen Kaffee, 135 000 Glas Bier und 50 000 Flaschen alkoholfreie Getränke. Die Köche der Selbstbedienungsgaststätten und Restaurants im Hauptbahnhof stecken jährlich das Fleisch von rund 1500 Rindern in ihre Töpfe und Pfannen. Allein an jedem Messetag verzehren ihre Gäste durchschnittlich 10 000 Gerichte.

Hut ab also vor den 1200 Mitarbeitern dieses einen Mitropa-Betriebes! Sie versuchen täglich das zu geben, was ihre Kunden mit Recht erwarten können: Qualität aus Küche und Keller und dazu schnelle, bahnhofsgerechte Bedienung.

Fotos: E. Buschmann

Mitropa-Druckerei

Selbstbedienung auf dem Bahnsteig

Zwischen zwei Zügen: Im großen Speiserestaurant des Leipziger Hauptbahnhofes

Mit neuem Kopf in den Urlaub: Herren-Friseursalon

Eine Reise ist auch eine Stärkung wert: Je nach Geschmack

In der Wäscherei: Tischtücher-Nachschub für die Restaurants

Nach Störtebecker in den 10. Stock

Für seine Gäste bietet das neugebaute Rügen-Hotel in Saßnitz einige Attraktionen: Beispielsweise – um mit den Ausflugsrouten anzufangen – speziell für Schweden eine Fahrt in die schwedische Vergangenheit. Ihr hochgeschätzter König Gustav Adolf II. (1594 bis 1632) hatte am Ende seines Lebens für eine Zeitlang seine Residenz ganz in der Nähe von Saßnitz – in Stralsund. Steinerne Zeugen von Gustav Adolfs kurzer Regierungszeit am Strelasund harren heute der Bewunderung seiner Landsleute: wie fast alle architektonisch wertvollen Gebäude der alten Stadt übrigens sorgfältig restauriert. Neben Gustav Adolf steht im Ausflugsprogramm als zweite gewichtige Persönlichkeit noch der berühmte Störtebecker. Zurückgekehrt aus dem einstigen Versteck des rebellischen Seeräubers werden die Gäste im Rügen-Hotel das noch bewußter genießen, was der alte Störtebecker mit Sicherheit nicht hatte: Komfort und Bequemlichkeit.

Als Beweis für den letzten halben Satz einige Fakten zum jüngsten Kind unter den Mitropa-Hotels: Gebaut von Baubetrieben der DDR und einer schwedischen Firma, Anfang Juni 1969 eingeweiht, 10 Stockwerke hoch, 119 Zimmer oder Appartements für 236 Gäste, unmittelbar am Fährbahnhof Trelleborg–Saßnitz gelegen. Das Hotel verfügt im 10. Stock über eine exklusive Nachtbar mit Ausblick auf die Ostsee. Wer das (schwach)salzige Wasser der Ostsee nicht verträgt, kann im Hotelgarten zwischen Liegestühlen und Swimmingpool hin- und herpendeln oder sich in der Sauna erfrischen. Für die Kinder der Gäste aus dem Ausland und der Republik steht auf den Spielplätzen eine Auto-Skooter-Bahn zur Verfügung usw. usf.

Der Bau dieses Hotels wurde vor allem durch die ständig steigende Zahl der Transitreisenden (1968 über 170 000) auf der Fährverbindung Trelleborg–Saßnitz nötig. Kundendienst der Mitropa also für die internationalen Gäste der DDR! Sie werden aus diesem nördlichsten Hotel unserer Republik die besten Eindrücke mit nach Hause nehmen.

WOCHENEND zb magazin

Interview

mit Herrn Alfred Krüger, Generaldirektor der Mitropa

zb: Herr Generaldirektor, in den 20 Jahren des Bestehens der DDR hat sich auch die Mitropa zu einem leistungsfähigen, international angesehenen Betrieb entwickelt. Wie begann die Mitropa nach dem zweiten Weltkrieg und wo steht sie heute?

Generaldirektor Krüger: Wie überall begann es mit dem Beseitigen von Trümmern. Nicht nur der größte Teil der Mitropa-Gebäude war zerstört, auch der Fuhrpark war bis auf ein Minimum reduziert worden. Zwei Schlafwagen waren zum Beispiel noch einsatzfähig. Die Mitarbeiter, Ende 1945 waren es in Berlin 70 bis 80 Personen, erschienen in selbstgenähten Anzügen zum Dienst. Die Arbeiter und Angestellten arbeiteten bis zu einem halben Jahr ohne Entgelt, denn wir verfügten nicht einmal über die notwendigen finanziellen Mittel, um Spirituosen und Bier bezahlen zu können. Es war aber ein Anfang.

Frage: Und wie ging es in den folgenden Jahren weiter?

Antwort: Erste entscheidende Schritte vorwärts ermöglichte uns der erste Halbjahrplan. Wirtschaftsabteile entstanden in den Zügen, und die Kellner drängten sich durch die überfüllten Gänge. In der Nacht mit einer Karbidlampe um den Hals ...

Frage: Und auf dem Tablett?

Antwort: ... auf dem Tablett die zeitgemäßen Getränke wie Würzbrühe, Malzkaffee, Limonade oder was man zu dieser Zeit so nannte, und auch mit Bier.

Frage: Wann saßen die Reisenden zum ersten Mal nach dem Krieg wieder in einem Speisewagen?

Antwort: Am 9. 10. 1949, also kurz nach Gründung unserer Republik, fuhr der erste Speisewagen innerhalb einer Zugeinheit. Der erste Schlafwagen folgte am 22. Dezember 1949 auf der Strecke Berlin–Eisenach–Berlin.

Im Zuge der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung kristallisierte sich die Mitropa in ihrer heutigen Form heraus. Wir übernahmen die ersten Bahnhofsgaststätten und mit der HO wurde ein Vertrag unterzeichnet, der die Mitropa in die Lage versetzte, alle bewirtschafteten Waren der HO in unseren Bahnhofsgaststätten, Schlaf- und Speisewagen sowie anderen Wirtschaftsbetrieben zu führen. Die Aufgaben, welche die II. Parteikonferenz der SED im Juli 1952 stellte, waren auch für die Mitropa der Ausgangspunkt für eine umfassende Versorgungstätigkeit im gesamten zentralgeleiteten Verkehrswesen. 1955/56 übernahmen wir die Versorgung der Reisenden auf den Schiffen der Weißen Flotte. Ein Jahr später folgten die Flughafenrestaurants, 1958/59 die Bewirtschaftung auf den Fährschiffen der Deutschen Reichsbahn. Am 1. 1. 1960 erhielten wir die Autobahnraststätten zugeordnet und 1961 entstand in Berlin-Schönefeld das erste neue Hotel.

Frage: Und worüber verfügt die Mitropa heute?

Antwort: Zu den Einrichtungen der Mitropa gehören heute: 65 Speisewagen, 63 Schlafwagen und 113 bewirtschaftete Liegewagen. In den 314 Bahnhofsgaststätten, 425 Imbißstuben, 423 Kiosken, 16 Autobahnraststätten und sechs Flughafenrestaurants werden die Reisenden bedient. Hinzu kommen die Maschinen der Interflug, die 87 Schiffe der „Weißen Flotte", die zwei Fähren und ein Kabinenfahrgastschiff.

Frage: Damit versorgt also die Mitropa die Reisenden zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Was bieten die 14 000 Beschäftigten der Mitropa ihren Gästen im 20. Gründungsjahr unserer Republik Neues?

Antwort: Das attraktivste Geschenk ist das Mitropa-Hotel in Saßnitz. Bis zum 20. Jahrestag nimmt auch der Zentrale Speisenproduktionsbetrieb in Berlin-Altglienicke die Arbeit auf. Bis zu 600 000 tischfertige Gerichte können hier gelagert werden. Darüber hinaus wird auf der Fernverkehrsstraße 96 bei Usadel am Tollensee das erste Motel rohbaufertig.

Frage: Welche Neuerungen folgen dann in den nächsten Jahren?

Antwort: Im Sommer des nächsten Jahres wird das eben erwähnte Motel in Usadel mit 120 Schlafmöglichkeiten fertiggestellt sein.

Außerdem werden wir das Netz der Automatenstationen, die sich in Michendorf, Freienhufen und Pomellen schon bewährt haben, weiter ausbauen. Im internationalen Reiseverkehr entstehen neue Liegewagenverbindungen. Die Mitropa als Versorgungsunternehmen im zentralgeleiteten sozialistischen Verkehrswesen der DDR konzentriert ihre Arbeit auf drei Schwerpunkte: den internationalen Verkehr, den Arbeiter- und Berufsverkehr von und nach Industriezentren sowie den Urlauber- und Touristenverkehr. Der wachsende Lebensstandard in unserem Land läßt den Reisestrom größer werden, und die DDR wird auch als internationales Reiseland immer attraktiver. Wir haben errechnet, daß unsere Versorgungsleistungen bis 1975 auf etwa 145 Prozent ansteigen werden.

zb: Dafür wünschen wir Ihnen und Ihren Mitarbeitern viel Erfolg und danken Ihnen für dieses Gespräch.

Fotos: Vetter